Mennonitische Rundschau.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der **Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind.** [Preis 75 Cents per Jahr.

20. Jahrgang. **31. Mai 1899.** **No. 22.**

Aus Mennonitischen Kreisen

Frau Sehnsucht.

Sie geht, von Engeln ausgeschickt,
Still durch der Menschen Reih'n,
Und wo sie ein ehrsam' Herz erblickt,
Da zieht Frau Sehnsucht ein.

Und ist es edlerer Natur,
Das Herz, das Raum ihr bot,
So treibt Frau Sehnsucht von dannen nur
Die Liebe oder der Tod.

Missionsgedanken.

Bei freundlichem warmen Sonnenschein haben wir durch Gottes Vatergüte das liebe Himmelfahrtsfest feiern dürfen. Was war deshalb wohl natürlicher, als daß wir uns an jenem Tage im Geiste der kleinen Schar der Apostel anschlossen, die in feierlicher weihevoller Stimmung dort in Galiläa auf einen Berg wandeln, wohin sie ihr Herr und Meister Jesus Christus beschieden hatte. Da hören wir den Weltheiland noch einmal liebliche Worte des Trostes zu seinen Lieben sprechen, die ihm während seiner ganzen Lehrzeit gefolgt sind. O wie süß mögen diese Worte von göttlichen Lippen geklungen haben, wie himmlisches Licht in die Herzen der Jünger geströmt, die nun vor einem gar wichtigen und bedeutungsvollen Abschnitt ihres Lebens stehen, denn höre die letzten Worte, höre den letzten Befehl des Erlösers an seine Apostel: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des Heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe; — und vernimm die selige Verheißung, die die Versammelten als letzten Abschiedsgruß ihres Herrn von ihm empfangen: und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Im Geiste sehen wir den Weltenschöpfer, den Sieger über Teufel und Tod, gen Himmel fahren, uns die Stätte daselbst zu bereiten. Gläubig blicken wir deshalb hinauf zu jenen blauen Bergen, von wannen unsere Hilfe kommt.—

Etliche Tage sind verflossen. Welche Gefühle mögen die Herzen der Jünger durchströmt haben nach den Erfahrungen, die in letzter Zeit so überwältigend über sie hereingebrochen! Ihren Meister, der sie geführt, geleitet und gelehrt hat, ach sie sehen ihn nicht mehr, nicht mehr wandelt er freundlich und wohlwollend sichtbar in ihrer Mitte wie vordem, doch: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Dies giebt ihnen Mut und Kraft, zu dem hohen verantwortungsvollen Beruf, den ihnen ihr Herr als letztes Vermächtnis zurückgelassen hat; dies führt sie sicher über alle Unebenheiten und Klippen dieses Lebens hinweg—ich bin bei euch, der ich dem Tode die Macht genommen und nun zur Rechten Gottes, meines Vaters, erhöhet bin, und ich will euch meinen Tröster senden nicht lange nach diesen Tagen; derselbe wird euch in alle Wahrheit leiten.

Wir wissen alle, mit welch treuer Hingabe und heiligem Eifer die Apostel den letzten Befehl ihres Meisters ausgeführt haben. Wir finden sie nach kurzer Zeit, nachdem der Herr von ihnen geschieden, im Tempel zu Jerusalem vor einer großen Menschenmenge, wir hören das Brausen, das plötzlich das ganze Haus erfüllt, und sehen das Staunen der Menge ob solch wunderbarem Geschehnisse — der verheißene Tröster, der Heilige Geist, kommt hernieder und erfüllt die Herzen der Jünger mit nie geahnter Seligkeit. Wir sehen, wie die Apostel mit himmlischer Freudigkeit die großen Thaten Gottes rühmen und Petrus durch seine Predigt kraft dieser göttlichen Gnadenbezeigung unzählige Scharen dem Throne Gottes entgegenführt. Wer gedenkt hierbei wohl nicht des herrlichen Wortes, daß der Herr einst zu Petro sprach: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforte der Hölle sollen sie nicht überwältigen.

Jahrhunderte, ja bald sind bereits zwei Jahrtausende seit jenem ersten Pfingsttage des Neuen Testaments über die Erde dahingerauscht, und noch immer steht der Befehl Jesu Christi felsenfest da, trotz allem Wüten und Stürmen der Zeiten. Wie viele Apostel sind schon hinausgegangen in die Heidenländer, haben keinen Weg, keine Mühe und Entbehrungen gescheut, in aufopfernder Liebe um Christi willen haben sie das lebenbringende Evangelium in die von Götzendienst erstarrten Herzen der armen unglücklichen Heiden gestreut, und gar herrliche Früchte erzeugt und an sich die selige Verheißung erfahren: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Wie regt sich allerorten der Missionsgeist, immer größere Anstalten werden getroffen, das Banner Jesu Christi immer weiter hinauszutragen und immer neue Scharen für den Himmel zu gewinnen, denn:

Es kann nicht Ruhe werden,
Bis deine Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu deinen Füßen liegt,
Bis du im neuen Leben
Die ausgesöhnte Welt
Dem, der sie dir gegeben,
Vors Angesicht gestellt.

Leider geben so viele Gemeinschaften auch heutzutage noch nichts um die armen Heiden drum; es ist ihnen völlig gleichgiltig, ob die armen unglücklichen Leute ziel- und zwecklos im Leben umherirren ohne Hoffnung auf Erlösung, oder ob jemand zu ihnen geht und ihnen Leben und himmlische Seligkeit bringt. Ja, sie würden denjenigen aus ihrer Mitte wohl gar für überschnappt halten, der sich erdreisten wollte, den Heiden das Evangelium zu predigen. Doch mit der Zeit fallen diese finstern hemmenden Vorurteile hoffentlich gänzlich weg, denn es soll ein Hirte und eine Herde werden.

Ich freue mich stets herzlich, wenn ich das Glück genießen darf, einen Missionar von seinen Erlebnissen und Erfolgen unter den Heiden erzählen zu hören, und wünsche dann immer, daß alle es hören möchten. So besuchte uns letzten Sonntag Missionar A. Friesen aus Indien und gab abends vor großer Volksmenge etwa folgenden Bericht:

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. 1. Mose 1, 1—3. So wüste und leer ist es in den Herzen der armen Heiden, und so finster ist es auf der Tiefe des Götzendienstes, bis Gott sein mächtig: Es werde Licht! spricht, worauf es hell und licht in jenen dunkeln Ländern wird. Aber wie oft ist es leider auch wüste und leer in den Herzen derer, die sich Christen nennen und auf einer hohen Stufe zu stehen wähnen. In Indien, wo ich war, war ein Missionar, der als ein sehr excentrischer Mensch verschrieen wurde, weil er den Leuten die ungeschminkte Wahrheit sagte. Bei einem Wechsel in der englischen Armee, die dort in Tangola stationiert ist, kam auch ein neuer General dorthin. Die Offiziere unterließen nicht, ihrem neuen Befehlshaber die wunderbarsten Geschichten von dem Missionar aufzutischen. „Der soll mir nur kommen", sagte der General mit geballten Fäusten, „den werfe ich einfach hinaus!" Eines Tages sitzt er in seinem Zimmer, als jemand anklopft, und wer kommt auf sein Herein! durch die Thür?—niemand anders als der Missionar selbst. „Lange mir mal die Bibel!" sagt der Knecht Gottes zu dem völlig erstaunten General. Nachdem dies gethan, befiehlt der Missionar ihm, den zweiten Vers in der Bibel zu lesen, dreht sich um und geht hinaus. Der General liest, und noch einmal liest er den Vers, der ihm immer wunderbarer wird, bis es wie Schuppen vor seinen Augen fällt — ebenso wüste und leer ist es in seinem Herzen. Am nächsten Tage kommt der Missionar wieder hin und sagt nur eben dieselben Worte wie gestern: „Lies den zweiten Vers in der Bibel!" Wieder liest der General, und er verzweifelt fast — ach, wie finster ist es solange in seinem Herzen gewesen! Doch der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Am dritten Tage sieht der Missionar gleich auf den ersten Blick, was mit dem General vorgegangen, und läßt ihn jetzt den dritten Vers lesen. Da wird es licht in seinem Herzen, und er ist ein gläubiger, aufrichtiger Christ geworden. Noch andere Beispiele führte Missionar Friesen an; doch um mich ganz kurz zu fassen, möchte ich noch etwas von seinen Erzählungen über die Heiden hinzufügen. Die armen unglücklichen Hindus leben in tiefster Götzensklaverei. Früher vor vielen Jahren haben sie einen einzigen Gott verehrt, doch im Laufe der Zeit ist ihnen der eine wohl nicht mehr genügend gewesen, und so haben sie sich nach und nach neue angeschafft, so daß die Zahl der Götter, die sie gegenwärtig anbeten und verehren, die erstaunliche Zahl von 33 Millionen (oder Tausend?) erreicht. Und wunderbar, während wir unsern Gott als ein heiliges, wahrhaftiges und unwandelbares Wesen verehren, schieben sie ihren obersten Gottheiten Brahma, Schiwa usw., Diebstahl, Lügen, Mord und andere böse Thaten in die Schuhe, denn ihrem Glauben nach können die Götter ohne ein lasterhaftes Leben nicht glücklich sein; und was sollte man deshalb anders, als ein frevelndes Leben voller Laster von solchen Menschen erwarten können, denn in ihren Herzen ist es wüste und leer. Doch gottlob, der Ewige hat auch bereits dort sein: Es werde Licht! gesprochen, und viele Heiden sind schon Christen geworden und kleben in brünstigem Glauben an ihrem Herrn und Heilande. Die Hindus beten alles an: der Tischler betet seinen seinen Hobel an, bevor er damit arbeitet, der Maurer seine Kelle, der Kaufmann einmal morgens seine Rechenbücher, sein Tintenfaß und Feder und den unvermeidlichen Geldbeutel und betet es an, bevor er an die Arbeit geht. Der Geldbeutel wird leider auch von uns Christen noch zu oft angebetet.

Ein bedauernswertes, unglückliches Leben führen die indischen Frauen. Die werden von den Männern einfach gekauft, wie wir uns ein Stück Vieh einhandeln, und der Mann mag mit denselben machen, was ihm beliebt. Da ihrem Glauben nach der Mann der Gott der Frau ist, von dessen Ausspruch ihre Seligkeit abhängt, so lassen die armen Wesen sich alles gefallen, lassen sich schlagen und bis auf den Tod quälen. Von den Begräbnissen erzählte Herr Friesen so schreckliche Dinge, daß einem gar so gruselig wurde. Ja, es gehen dort doch Dinge zu, von denen wir hier gar nicht den geringsten Begriff haben.

Der Redner schloß seinen langen interessanten Bericht mit der Bemerkung, daß ihnen dort im Heidenlande Gebete, recht viele, ernstliche Gebete not thuen, um das Licht des Evangeliums immer heller scheinen zu lassen, und immer mehr arme Heiden und Götzendiener aus dem Feuer des Verderbens herauszureißen und sie auf den Weg der Gottseligkeit und des Glückes zu führen, dem himmlischen Kanaan entgegen. —

Winkler, Manitoba.

Einst und jetzt.

Hillsboro, Kans.

Es möchte für einen manchen von Interesse sein, einmal über unsere deutsche Ansiedlung hier in Kansas, die vor 24 Jahren gegründet wurde, etwas Näheres zu lesen, denn wer heute hier die blühende Gegend besieht, der kann sich kaum vergegenwärtigen, daß dieselbe noch vor 25 Jahren mit einer Wildnis große Aehnlichkeit hatte.

Damals war diese Gegend eine wilde, baumlose Prairie, und nur meilenweit von einander fand man kleine, elende, hölzerne Barracken, die den ersten Ansiedlern als Farmhäuser dienten. Entlang der Santa Fe Bahn waren kleine „Städte" angelegt, die eher einem Schutthaufen als einer Stadt ähnlich sahen, und man geriet in nicht geringe Aufregung bei dem Gedanken, daß solche Flecken den stolzen Namen Stadt tragen sollten.

Und zudem war alles, was wir kaufen mußten, ganz anders, als wir es von Rußland her gewöhnt waren, und alles mußte auch mit hohen Preisen bezahlt werden. Aber wir mußten uns in das Unvermeidliche schicken, zudem waren unsere russischen Rubel auf der langen Reise auch schon sehr zusammengeschrumpft und ein jeder war froh, wenn er sich zum Winter auf dem geborgten Lande eine kleine, hölzerne amerikanische Hütte zusammenschlagen konnte. Das Holz kostete dazumals $25 bis $40 per 1000 Fuß und außerdem noch von sehr schlechter Qualität. Gewöhnliche Arbeitspferde kosteten $70 bis $100, Milchkühe $35 bis 50, Getreide-Maschinen mit Rechen, die das Getreide in offnen Garben auf die Erde warfen, kosteten bis $200; ein Farmwagen $80, und so war alles im Verhälnis im Preis.

So hatten wir hier in unserer neuen Heimat einen schweren Anfang, um durchzukommen und unser Leben zu fristen. Aber es sollte ja nicht immer so bleiben, unser himmlischer Vater hatte es in seinem weisen Ratschluß anders mit uns beschlossen und segnete unsere Arbeit. Er gab uns reiche Ernten, die Getreidepreise waren auch gut, und so hat sich ein mancher durch Fleiß und Sparsamkeit emporgearbeitet.

Und so ist denn allmählich in der wilden Gegend eine schöne, ihres gleichen suchende, deutsche Ansiedlung emporgewachsen; wo einst die Büffel, die Antilopen die Wölfe und viele giftige Reptilien ungestört ihr Wesen trieben, sehen wir jetzt ein prächtiges Panorama: Ueberall hübsche Farmhäuser, mit ihren Obst- und Weingärten, hübschen Alleen, grünenden Hecken und sonstigen Zeichen der Prosperität. Auch Kirchen und Schulen sieht man in jeder Richtung aus dem hübschen Bilde hervorragen. Sogar ein Waisenheim und ein Krankenhaus ist in der Mitte dieser Ansiedlung, die sich über viele Meilen erstreckt, errichtet worden. Ich zweifle daran, ob irgend ein Land eine schönere Ansiedlung aufweisen kann, als gerade unsere hier. Es ist ein beredtes Zeugnis dafür, daß unser Vater im Himmel die Arbeit seiner Kinder segnet, so sie es ernstlich meinen und ihm die Ehre geben. Das wollen wir denn auch nicht vergessen.

Es möchte vielleicht auch interessant sein, noch hinzuzufügen, wie groß diese Ansiedlung ist. Dieselbe ist ungefähr 45 Meilen lang und von 10 bis 25 Meilen breit.

Und so wie sich die Landschaft emporgearbeitet hat, so sind auch aus den kleinen Flecken längs der Bahn wirkliche Städte geworden, ja sogar etliche prachtvolle Städte, wo Handel und Wandel rege gehen.

Besonders unser deutsches Städchen Hillsboro ist und bleibt für uns das Zentrum, und obzwar dasselbe nicht das größte zu nennen ist, so ist es doch ein schönes Städchen, wo die deutschen Kaufleute reellen Handel treiben.

Einwohner hat Hillsboro noch nur so an die tausend, aber es sieht doch ganz großartig aus. Die Stores an der Hauptstraße sind fast alle aus Steinen erbaut, mit großen, hübschen Fronts und obligaten Schaufenstern. Da haben wir eine große, hübsche Apotheke, zwei Zeitungs - Druckereien („Zions-Bote" und „Post"), eine große Dampfmühle, drei große Weizen-Elevators, wovon einer mit Gasoline-Engine betrieben wird, eine Creamery und zwei auswärtige Milchstationen, 4 Schmieden, mehrere Schreiner, Maurer und sonstige Handwerker; es ist überhaupt jede Branche in Gewerbe und Industrie so ziemlich vertreten. Weiter sind in Hillsboro 6 Kirchen: 2 Mennoniten, 1 Adventisten, 1 Lutherische, 1 Methodisten und 1 Baptisten. Weiter eine große Distrikt-Schule und an der westlichen Grenze der Stadt, aber dazu gehörig, eine kleine Schule und dann noch die Vorbereitungsschule des Prof. H. D. Penner, die uns allen und der Stadt zur Ehre gereicht.

Es wäre noch mehr über Hillsboro zu sagen; dies ist nur so ein kleiner Ueberblick über das Ganze.

So haben wir Mennoniten denn nun bereits 24 Jahre hier unter dem Schutz der Regierung ein stilles, ruhiges Leben führen dürfen und uns im Zeitlichen emporgearbeitet. Auch auf geistlichem Gebiet haben wir nach Kräften uns entwickeln dürfen, ein jeder durfte für das Heil seiner Seele sorgen, denn an

Gelegenheiten mangelte es nicht. So sei auch dem Herrn die Ehre für die Liebe und Gnade, die er an uns bewiesen hat, und wenn es sein Wille ist, so dürfen wir, die wir aus Rußland gekommen sind, im August 1899 das 25-jährige Jahresfest unserer Ansiedlung in der neuen Welt feiern. Laßt uns alsdann auch nicht vergessen, dem Herrn die Ehre zu geben und nicht zu sehr auf unserer eignen Hände Werk zu sehen.

Alle Leser und den Editor herzlich grüßend, verbleibe ich mit herzlichem Gruß Euer

P. P. Warkentin.

Vereinigte Staaten.

Oklahoma.

Medford, 24. Mai 1899. Da ich vielen versprochen, über unsere Reise zu berichten, so dachte ich, durch die „Rundschau" mit einem Schreiben viele zu erreichen. Möchte also bitten, diese Zeilen in der Rundschau aufzunehmen.

Wir verließen Jansen am 4. d. M. und fuhren über Endicott nach Steel City. Freitag, d. 5., fuhren wir bis Washington. Der Weg war etwas hügelig, sonst aber sehr gut. Sonnabend waren wir in Clay Center. Fuhren noch 5 Meilen außerhalb der Stadt und blieben bei einer Witwe über Sonntag. Montag, d. 8., fuhren wir durch Abilene, eine ziemliche Stadt. Dienstag, d. 9., waren wir auf Mittag in Banner City, wo wir das schlechteste Wasser auf der ganzen Reise getroffen. Abends waren wir bei Durham, nur eine Meile östlich von Jansen. Mittwoch, d. 10., kamen wir um 9 Uhr morgens nach Hillsboro; trafen auch gleich Franz Voigts Haus, und blieben dort. Das war ein Wiedersehen nach 42 Jahren! Donnerstag, d. 11., gingen wir in Hirschlers Kirche, wo David Goertz aus Newton predigte. Nachmittags fuhr meine Frau eine Bekannte besuchen. Kornelius Franzen suchten uns auf, die wir auch schon beinahe 25 Jahre nicht gesehen hatten. Freitag, d. 12., verließen wir Franz Voigts und fuhren bis Kornelius Franzen. Auf dem Wege dorthin fuhren wir beim Waisenheim vorbei. Bei Franzens blieben wir den ganzen Tag. Sonnabend, d. 13., fuhren wir bis Newton. Dort blieben wir bei Jakob Toews, Jr., über Sonntag. Des Morgens gingen wir zur Kirche, wo wir mehrere Bekannte trafen. Nachmittags besuchte ich John Bartsch und Joh. Epp. Abends besuchte uns der liebe Älteste Jakob Toews, welchen wir 15 Jahre nicht gesehen hatten. Die Liebe ist in den Jahren aber noch nicht geschwunden. Montag, d. 15., verließen wir Newton und fuhren den Tag bis Wichita. Es ist eine sehr große Stadt, wohl viel größer als Beatrice in Nebraska. Dienstag, d. 16., fuhren wir bis Wellington. Mittwoch, d. 17., auf Mittag, bis South Haven; dann nach Caldwell, und zur Nacht waren wir schon im Strip. Die Gegend sieht gut aus, und noch alles neu. Donnerstag, d. 18., waren wir auf Mittag 2½ Meilen von Medford. Nachmittag fuhren wir weiter und suchten Geschw. Schierlings auf, kamen dort um 4 Uhr nachmittags an. Sie hatten schon den Tag über auf uns gewartet. Freitag nachmittags kamen Geschw. Abr. Wiensen her. Blicke ich auf die Reise zurück, so muß ich sagen, daß der Herr uns sehr gnädig geführt hat. Wir hatten ausgezeichnet guten Weg, fast keine Berge und kein Sand; sind überall mit unsern Fuhren gut weggefahren. Der Herr hat uns und die Pferde gesund erhalten. Die Zeit unseres Hierseins hat es schon mehrere Male tüchtig geregnet, so daß wir, wenn uns der Regen auf der Reise getroffen hätte, wohl nicht weiter gekommen wären. Die Gegend gefällt uns ganz gut, nur ist sie, meiner Ansicht nach, etwas niedrig, was bei dem vielen Regen auch so sehr zu sehen ist. Die Weizenfelder stehen ganz prachtvoll und alles wächst sehr. Ich habe mir 15 Acker Prairie gerentet zu Kaffirkorn; 5 Acker davon sind schon gebrochen, das übrige muß ich noch brechen. Der Mann giebt zu allem die Saat; von 5 Ackern gebe ich die Hälfte ab, von dem andern behalte ich die ganze Ernte. Da es heute wieder regnet und ich nicht pflügen kann, so will ich denn die Zeit zum Schreiben verwenden. Eine Farm habe ich noch nicht gefunden, doch habe ich Aussicht, noch einige zu finden. Zweiten Pfingstfeiertag besuchte ich Heinrich Grewe. Es will mir im Osten von Medford besser gefallen als im Westen, weil es dort etwas höher ist. So will ich denn schließen, grüße alle Lieben herzlich und danke für alle bewiesene Liebe, und bitte um recht viele Briefe.

Euer Mitpilger nach Zion,

Jonas Quiring.

Nebraska.

Henderson, 28. April 1899. Um etwas von dieser Gegend den Lesern der „Rundschau" mitzuteilen, will ich versuchen, von der Stadt Henderson etwas zu berichten.

Henderson ist eine Stadt mit etwa 250 Einwohnern; sie ist auf einem schönen Platz angelegt. Die Einwohner sind größtenteils Deutsche.

Will, so viel mir bekannt ist, von den Geschäftsleuten erzählen. Erstens fangen wir bei dem N. W. Elevator an; Updike ist der Eigentümer. Mr. Hay thut gute Geschäfte. Dann kommt der Transmississippi-Elevator. D. J. Kröker ist der Geschäftsführer; er macht glänzende Geschäfte und ist ein beliebter Mann. Die Leute sind zufrieden mit ihrem Getreidehändler. — Jetzt kommt unser Stations-Agent Geo. Palmer, ein Amerikaner. Er ist ein tüchtiger Bahnvorsteher und macht sich allgemein beliebt. — Unser Sektions-Boß P. Braun verdient das Lob der Bahn, denn er hat seine Sektion in sehr guter Ordnung. — Alsdann kommt unser Hotel, das erste Gebäude auf der Westseite. Der Eigentümer giebt mit seinem Geschäft der Großstadt wenig nach; er giebt den Hungrigen alles, was sie wünschen. — Das nächste ist das Bankgebäude; J. O. Funk ist unser Kassierer. — Dann kommt P. Ratzlaff mit seinem Warenlager; er hat ein großes Geschäft und erfreut sich eines guten Handels. — Mr. Ewert, der Apotheker, hat alle Sorten Patentmedizinen. — John Ratzlaff hat ein schönes Ellenwarenlager. — J. J. Friesens Geschäftsführer ist ein tüchtiger Mann; er weiß, wie er seine Kunden befriedigen kann. — A. C. Neufeld ist der Eisenwarenhändler. Er hat alles, vom Zahnstocher bis zum besten Heizofen. Seine Kunden bedient er reell. — C. C. Neufeld ist der Kurzwarenhändler, und er erfreut sich eines guten Handels. Er hat auch zugleich das Postamt. — Unsere Schmiede Hart und Klaassen thun gute Arbeit in Eisen sowie auch in Holz.

Jetzt gehen wir nach der Ostseite. Die beiden dortigen Doktoren haben eine gute Praxis und bedienen die Leute freundlich. — Gerhard Sattler hat eine Schmiede; er thut gute Geschäfte und hat vollauf zu thun. — J. J. Funk, der Uhrmacher sorgt dafür, daß wir auch an dunklen Tagen wissen können, wann Mittag ist. — J. J. Kröker hat einen Holzhandel und dabei macht er gute Geschäfte. — Peters Bros. haben einen General- und Möbelwaren-Store und thun gute Geschäfte. — Der Geschirrmacher H. Stolz hat ebenfalls ein gutes Geschäft. — Im Fleischerladen sind alle Sorten Fleisch, und die Kunden werden gut bedient. — Dr. P. Goossen hat eine große Praxis. Leute kommen von anderen Staaten, um hier gesund zu werden. — C. H. Epp hat einen großen Handel von Farmgerätschaften. — Martin Hiebert hat eine Werkstube, einer Fabrik ähnlich. Er macht alle Sorten Holzarbeit. — Hart und Ashly thun gute Geschäfte. — Dann kommt die Schule, wo R. W. Gaudy und K. F. Janzen Lehrer sind. Nur fehlt uns noch die Kirche, wiewohl die Leute fast alle Kirchenglieder sind. Es wird vom Bauen gesprochen, doch das thut's nicht allein.

Die Schweinehändler Kelly Bros. hätten wir beinahe vergessen, und auch den Hühnerhändler G. D. Cors; sie machen gute Geschäfte. Die Butterfabrik ist auch in vollem Gange.

Später wollen wir den Farmerstand beschreiben. Alle Leser grüßend,

Korrespondent.

Canada.

Manitoba.

Morris, 24. Mai. Die Witterung ist hier immer noch sehr feucht, und viele wurden am Ackern gehindert, daß einige auch bis jetzt noch nur weniges gesät haben. Die Geschäfte entwickeln sich nicht sehr flott, und Pferde- oder Landhändel werden meistens ohne Geld abgeschlossen. Das fette Vieh hat einen guten Preis, aber der Weizen, hier das Hauptprodukt des Farmers, bleibt niedrig im Preise. Kortoffeln 65 Cts.

G. Rempel ist kränklich und kann wenig bei der Einsaat thun.

Korr.

Rußland.

P....*) Samara, den 20. April 1899. Liebe Geschwister, Johann Bösen und Abraham Dürksen in Nord-Dakota! Wir wünschen Euch den Segen des Herrn! Dieweil wir schon vier Briefe an Euch geschrieben und keine Antwort bekommen, haben wir gedacht, Ihr hättet die Briefe nicht bekommen, so wollen wir noch einmal durch die „Rundschau" versuchen, ob wir nicht ein Lebenszeichen von Euch bekommen können. Es schmerzt mich, daß wir nichts von Euch hören; daß die liebe Mutter tot gefunden ist und daß der sehr liebe Bruder gestorben ist, das werdet Ihr wohl schon gehört haben. Wir sind mit unsern sechs Kindern schön gesund.

Die Ernte ist hier schon drei Jahre nur schlecht geraten, es geht uns deshalb im Irdischen nicht sehr. Wenn es Euch sehr wohl geht, so denkt auch an uns. Den 9. April hat die Saatzeit begonnen. Der Herr möchte seinen Segen dazu schenken! Wünschen Euch noch den köstl. Frieden Gottes, schöne Gesundheit und bestes Wohlergehen, bitten die andern Geschwister zu grüßen.

Andreas Buller, Peter Unruhs und Heinrich Löwens lassen Euch auch sehr grüßen; sie haben ihre Wirtschaft verkauft und wohnen bei ihren Kindern. Wir hoffen auf einen sehr frohen Brief; schreibt uns auch Eure Adresse.

Johann und Helena Unruh.

Sagradowka, Nikolaifeld, den 23. April 1899. Die Rundschauleser in Amerika werden hiermit herzlich gebeten, sollte jemand die Adresse von meiner l. Schwester Elisabeth, verehelicht mit Kor. Penner, früher wohnhaft in Prangenau, Molotschna, wissen, wird mir eine große Liebe erweisen, wenn er die betreffende Adresse mir per Rundschau anzeigt. Ich würde Dir, liebe Schwester, manches mitteilen, wenn ich Deine Adresse wüßte. Teile Dir noch mit, daß unsere liebe Mutter alt und lebenssatt im Alter von 91 Jahren, 7 Monaten und 16 Tagen hier in Nikolaifeld am 8. Mai 1897 starb.

Meine Adresse ist:

Nikolaifeld, Post Beresnehowato,

Heinrich Görzen.

*) Wir konnten den Ortsnamen über dieser Korrespondenz im Manuskript durchaus nicht entziffern, trotzdem wir glauben, daß wir deutsch, englisch und russisch ziemlich gut lesen können. Das Wort sah aus, wie Pockolzy, Postoly oder sonstwas. Nochmals die Bitte, doch ja die Namen deutlich zu schreiben.

Aus dem Haag.

Wohl kein Ort hätte sich besser als Schauplatz der Friedenskonferenz geeignet, als die Residenzstadt der Königin der Niederlande, der Haag, denn nirgends wie in Holland, und besonders im Haag, herrscht ein solcher Geist der Ruhe, der Zufriedenheit, des Friedens und des Glücks. Dabei aber gehört der Haag durch seine schönen, breiten Straßen, seine großen Plätze und vielen palastartigen Gebäude, welche den Wohlstand ihrer Bewohner wiederspiegeln, zu den schönsten Städten der Niederlande.

An die Stadt knüpfen sich gar manche interessante historische Erinnerungen. Ursprünglich war der Haag ein Jagdschloß der Grafen von Holland; Graf Florens V. verlegte seine gewöhnliche Residenz von Gravesande hierher, doch war der Ort nur ein ansehnliches Dorf und enthielt in der Zeit der alten Republik nie Stadtrechte, war daher auch nicht in den Staaten von Holland vertreten. Dagegen war er Sitz des höchsten Gerichtshofes von Holland und wurde unter Moritz von Oranien Sitz der Generalstaaten, der holländischen Staaten, des Statthalters von Holland etc. und der fremden Gesandten.

Der Haag war im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Mittelpunkt der europäischen Diplomatie. Hier wurde im Jahre 1668 die Tripelallianz zwischen England, Schweden und den Niederlanden abgeschlossen; im Februar 1691 fand hier die Zusammenkunft der deutschen Fürsten im Kriege wider Frankreich statt; im Jahre 1710 wurde hier das sogenannte Haager Konzert zwischen dem deutschen Kaiser, England und Holland zur Aufrechterhaltung der Neutralität der deutsch-schwedischen Provinzen in dem Kriege der nordischen Mächte gegen Schweden; ferner 1717 die Tripelallianz zwischen Frankreich, England und Holland zur Sicherung der Aufrechterhaltung der Bestimmungen des Utrechter Friedens, und endlich 1717 der Friede zwischen Spanien, Savoyen und Oesterreich abgeschlossen, worin Ersteres die Bestimmungen der Tripelallianz anerkannte. König Ludwig Napoleon verlieh dem Ort Stadtrechte, verlegte aber die höchsten Behörden nach Utrecht und Amsterdam, und erst durch das Haus Oranien stieg der Haag als königliche Residenz zu höherem Glanz.

Im ganzen ist der Haag, der heute etwa 175,000 Einwohner zählt, mehr Luxus- als Handelsstadt und verdankt seine Blüte meist der Anwesenheit des Hofes, der Diplomaten und des Regierungspersonals, den aus Indien zurückgekehrten Beamten und Pflanzern, sowie den zahlreichen Fremden. Doch ist die Industrie nicht ohne Bedeutung und sind besonders seine Eisen-, Kupfer- und Metallgießereien hervorzuheben. Die Stadt ist von „Grachten" (breiten Graben) umgeben und durchschnitten. Im Mittelpunkte der Stadt liegt der Weiher, ein von Alleen umgebenes Wasserbecken mit einer baumbewachsenen Insel, in dessen Nähe sich das königliche Residenzschloß erhebt. Südlich vom Weiher liegt der „Buitenhof" mit dem Standbild Wilhelms II., und weitere freie Plätze inmitten der Stadt sind der von Gräben umschlossene Binnenhof mit vielen ansehnlichen Gebäuden, der Weiherberg, das Plein, der Plaats u. s. w. Als Hauptstraßen und Kanäle mögen das mit Bäumen bepflanzte Voorhout, der Kneuterdijk, der Prinzen- und Prinzessinnengraben, der Königinnengraben und der Wilhelmspark angeführt werden.

Zu den schönsten und wichtigsten Gebäuden gehören die königliche Bibliothek mit 400,000 Bänden, das Museum „Meermamio-Westrheenianum", eine reichhaltige Sammlung alter Drucke, Handschriften und Skulpturen enthaltend; ferner die Paläste der Königin und Prinzessin Marie, das Provinzialregierungsgebäude und die verschiedenen Ministerien. Sehr sehenswert ist vor allem auch der sogenannte „Alte Hof von Holland," der vom Grafen Wilhelm II. gestiftet wurde und der die Sitzungssäle der beiden Kammern der Generalstaaten sowie den ehemaligen Rittersaal enthält. Auf dem Platze vor diesem Gebäude, einem kapellenartigen Ziegelbau aus dem 13. Jahrhundert, wurde 1619 der niederländische Staatsmann Johan van Oldenbarneveldt enthauptet, der als Führer der republikanisch-ständischen Partei 1609 den zwöfjährigen Waffenstillstand mit Spanien abschloß, in den Streitigkeiten der Gomaristen und Arminianer den ersteren schroff entgegentrat, von Moritz von Oranien des Eingriffes in seine Rechte als Statthalter beschuldigt und mit H. Grotius zum Tode verurteilt wurde. Eine ähnliche „gruselige" Sehenswürdigkeit ist das alte, im Jahre 1875 restaurierte Gefangenenthor, wo im Jahre 1672 die Brüder Cornelius und Johan de Wit, von der oranischen Partei gestürzt, gefangen gehalten und schließlich vom Pöbel zerrissen wurden.

Der Kunst geweiht ist das vom Prinzen Moritz von Nassau erbaute „Mauristhuis" am Platz Plein, das eine ausgezeichnete Sammlung von Gemälden der holländischen Schule enthält; ferner die königliche Musikschule, sowie das von Gugel erbaute großartige Gebäude für Künste und Wissenschaften mit einem nahezu 2500 Menschen fassenden Saal. Prinz Wilhelm I. ist durch zwei Standbilder, darunter ein ehernes Reiterstandbild, das vor dem königlichen Palais steht, vertreten, und mitten im Wilhelmspark erhebt sich ein kolossales Denkmal zum Andenken an die Befreiung Hollands von der französischen Herrschaft. Unweit des königlichen Palais liegt der Prinzessinnengarten, der schönste im Haag.

Den größten Zuwachs und die meisten Verschönerungen erhielt die Stadt in den letzten Jahrzehnten durch Anlegung breiter Straßen und den Anbau schöner Landhäuser der indischen Nabobs im Wilhelmspark, an dem Wege nach Scheveningen und südlich vom „Haag'schen Busch" („het Bosch"), einem dem Berliner Tiergarten ähnlichen Park. Letzterer grenzt direkt an die Stadt und enthält die prächtigsten Alleen, weiterhin dichten Wald, schöne Teiche, einen Hirschpark und das im Jahre 1647 erbaute königliche Landhaus „Haus im Busch" (Huis ten Bosch), in dessen achteckigem, herrlich gemaltem Oraniensaal gegenwärtig die Friedenskonferenz tagt. Es liegt an der Straße nach Haarlaem, etwa eine Meile von der Stadtgrenze entfernt. Vom „Haus im Busch" ist es nur ein Katzensprung nach dem historischen Ort Rijswijk, der durch den im Jahre 1697 abgeschlossenen Frieden Ludwigs XIV. mit England, den Niederlanden, Spanien und dem Deutschen Reich berühmt geworden ist.

Der Name „Haag", eigentlich 's Hage, französisch „la Haye", die Hecke, stammt von einer Umfriedigung, welche der erste Graf von Holland um sein Jagdschloß hatte ziehen lassen.

Unterhaltung.

Percy, oder: Der Irre von St. James.

Nach P. Galen bearbeitet.

Von F. L. Nagler.

(Fortsetzung.)

,,Ich habe mich oft genug darüber ausgesprochen, — ich wollte, es wäre überall so, überall so gute Mittel und so vortreffliche Hände, diese Mittel anzuwenden, nicht allein in England, sondern auch bei uns.''

„Nun, vollkommen sein, ist überall schwer; wir sind es noch lange nicht, Sie gehen sogleich nach Deutschland, nicht?"

„Noch nicht, nein! Ich habe noch einiges zu besichtigen und nachzuholen, dann aber kehre ich zurück."

,,Aber Sie werden England wieder besuchen?''

„Ich weiß es noch nicht; ich könnte Sie zum letzten Male gesehen haben." Des Mannes aufrichtiges Auge wurzelte freundlich teilnehmend auf mir, er drückte meine Hand und sagte:

„Wie Gott es will! Wir finden uns alle, um uns einmal wieder aus den Augen zu verlieren."

„So ist es. Aber —"

„Nun aber? Wollen Sie mir noch etwas sagen, sprechen Sie dreist; haben Sie ein Anliegen?"

„Ich habe eins und auch keins, wenigstens ist es ein höchst unbestimmtes. Ich für mein Teil bin in allem befriedigt, was Ihre Güte mir hat widerfahren lassen — darf ich die Überzeugung mit mir nehmen, daß Sie es auch mit mir sind?"

„Hoho! Das ist sonderbar, Sir! Was wollen Sie eigentlich damit sagen?"

„Ich will sagen, daß ich Ihr Schuldner bin und vielleicht noch Ihr größerer Schuldner werde; ich nehme von Ihnen viel mit mir —"

„Ah! ist es das? Wir geben und nehmen alle, einer dem andern — ich besuche Sie vielleicht einst in ihrem Vaterlande; das kann kommen, und dann sind wir quitt."

„Aber ich kann Ihnen das nicht bieten, was Sie mir geboten haben —"

„Ein guter Wille ist die beste Gabe, denke ich."

„Das wohl, aber dennoch —"

„Nun, was noch? Kann ich mehr verlangen?"

„Doch, Sie dürften noch von mir hören, wenn ich fort bin!"

„Das sollte mir lieb sein — es kann nur Gutes sein!"

„Es ist auch nur Gutes, aber Sie nehmen es vielleicht anfangs nicht so auf —"

„Nun, nun, lieber Doktor, ich verstehe Sie nicht, lassen Sie es gut sein; machen Sie es, wie Sie wollen, denken Sie nur stets von uns das beste!"

„Und Sie von mir auch —"

Noch ein Händedruck und noch ein freundlicher Blick — und auch dieser Abschied war von meinem Herzen. Auch von den anderen Ärzten und von den Kranken nahm ich herzlichen Abschied.

Es schlug halb zwölf Uhr. Gleich darauf trat Phillipps bei mir ein und sagte:

„Guten Abend, Sir. Ich soll Sie noch einmal vom Herrn Direktor grüßen und Ihnen seinerseits eine glückliche Reise wünschen."

„Wie, so habt Ihr ihn noch gesprochen?"

„Ich bin ihm soeben auf der Treppe begegnet, er hat heute in höchst eigener Person die Hausrunde gemacht."

„Ist alles fertig, Phillipps?"

„Ja, Sir! alles bereit! Pferd und Hunde sind angeschirrt."

Dieses Gespräch wurde in meinem Zimmer flüsternd geführt.

Jetzt schlug es zwölf Uhr. Phillipps nahm noch einen kleineren Teil meines Gepäcks auf den Arm und ging, indem er sich von dem Portier aufschließen ließ, durch die große Hinterthür in den Park hinaus, nachdem er mir noch den glücklichsten Erfolg gewünscht hatte. Ich selbst löschte jetzt mein Licht, trat in den Korridor und schloß die Thür hinter mir zu und ging die Treppen hinauf zu Mr. Sidneys Zimmer. Leise pochte ich mit dem verabredeten Zeichen an. Die Thür öffnete sich lautlos und ich trat in das dunkle Zimmer.

Percy drückte mir die Hand, als ich ihn leise fragte:

„Ist Chappert schon mit den Schlüsseln hier gewesen?"

„Nein, aber vor etwa einer halben Stunde war der Direktor selber bei mir."

„Wehe, wenn er eine halbe Stunde später gekommen wäre."

„Gewiß! Glücklicherweise aber hatte ich das Licht gelöscht und kleidete mich im Nebenzimmer an."

In diesem Augenblick that Percy einen Schritt und ich hörte das Klirren von Sporen an seinen Füßen.

„Aber ich bitte Sie! Sie tragen Sporen!"

„Ich weiß es wohl, daß sie klingen, und ich werde sie noch einwickeln. Aber ich befinde mich in demselben Anzuge, in welchem ich herkam. Ellinor soll mich so wiedersehen, wie sie mich verlassen hat; ich habe die Kleider seit jenem Unglückstag nicht wieder angehabt; es war mein improvisiertes Hochzeitskleid!"

In diesem Augenblick huschte etwas draußen vor der Thür vorbei. Gleich darauf ließ sich das leise Pochen hören, das uns Chappert ankündigte. Percy umwickelte seine Sporen, während ich die Thür öffnete.

„Es ist alles wie es sein soll; aber es thut mir leid, die Schlüssel zum großen Korridor Ihnen nicht einhändigen zu können."

„Wie kommen wir aber hinaus?"

„Ich habe Ihnen einen anderen Weg vorzuschlagen. Er ist freilich etwas unangenehmer, sonst aber ebenso sicher. Sie müssen, es ist nicht anders zu machen, durch die Krankenzimmer selbst—"

„Durch die ganze Reihe der Frauensäle?"

„Durch die ganze Reihe, es geht nicht anders."

„Aber man wird uns erkennen, es werden nicht alle schlafen, man wird Lärm machen Chappert" —

„Man wird keinen Lärm machen, man wird sich viel zu sehr fürchten. Freilich werden nicht alle Weiber schlafen, und man wird Sie wenigstens erkennen. Das schadet aber nichts, man kennt Sie als Arzt; aber hier, Mr. Sidney, den darf man nicht erkennen, und deshalb habe ich den Mantel mitgebracht, den ich schon unten auf dem Pferde hatte. Sie müssen sich das ganze Gesicht einhüllen, Mylord!"

„Das ist sehr unangenehm, und wo sind die Schlüssel zu dem Krankenzimmer?"

„Hier ist der eine von der ersten Thür, und hier ist der zweite für die letzte Thür."

„Die Zwischenthüren sind, wenn nicht offen stehend, doch unverschlossen; meine Frau, die noch auf ist, hat es mir versichert."

„Aber die Wärterinnen, werden die uns nicht verraten?"

„Nein, das werden sie nicht; denn sie schlafen alle fest, und sollte irgend eine zufällig noch von ihr gesehen sein, nun, dann müssen Sie auf einige kleine Aushilfen bedacht sein."

„Gut! Wir gehen also gerade aus bis zur letzten Thür, die verschlossen ist?"

„So ist es, und verschließen Sie sie wieder von außen."

„So gehen wir denn mit Gott!" sagte Percy. „Fahre wohl, du altes Zimmer, wenn ich euch wiedersehe, ihr Tröster in der Einsamkeit, meine Bücher und dich, meine Orgel, dann werde ich glücklich sein; fahrt für jetzt wohl!"

Chappert schlich zuerst hinaus und schlüpfte die Treppe hinab. Percy, bis an die Augen in seinen großen Reitermantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, trat auf den Korridor hinaus; ich folgte ihm, schloß leise die Thür und nahm den Schlüssel zu mir.

Auf den Zehen schleichend, drückten wir uns an des Thürstehers Zimmer vorüber und kamen an die Thür, welche den Mittelflur von dem Weiberflügel trennte. Sie war, wie immer bei Nacht, verschlossen. Ich schloß ohne Geräusch zu machen, langsam auf. An beiden Seiten und in schönster Ordnung standen die Bettreihen. Wir hörten die Töne des gesunden Schlafes, des Schnarchens, auch wohl einen langezogenen Seufzer, als wir durch die freie Mitte des Saales schritten, und kamen zu der angelehnten Thür am Ende des Saales.

Ich machte sie auf und steckte vorsichtig den Kopf hinein; es war das erste Zimmer der Wärterinnen; sie schliefen alle fest.

Wir schritten hindurch und gelangten in den zweiten, fast noch einmal so langen Krankensaal. Die Lampe an der Decke brannte weniger hell und verbreitete ein düsteres, fahles Licht ringsum. Kaum waren wir eingetreten, so fuhren wir zurück, denn wir gewahrten an dem entgegengesetzten Ende eine aufrecht und langsam einherwandelnde, in einem Nachtmantel gehüllte Gestalt. Man hörte nicht ihren geräuschlosen Schritt, nur ihr auf dem Boden lang nachschleppender Mantel verursachte ein leises Schnurren, und sie schien, wie sie gemessen daherkam, nicht zu gehen, sondern zu schweben. Die Arme hielt sie vorn unter der Brust gekreuzt.

Ich blieb einen Augenblick stehen und sah sie mir genauer an; da hatte sie uns aber auch schon erblickt und trat, ohne im geringsten erschreckt zu sein, mit feierlich langsamen, pathetischen Schritten auf uns zu.

Sogleich erkannte ich an dieser abgemessenen Bewegung und an den langen, weit über die Schultern herabfließenden Haaren, sowie an dem beinahe kreideweißen Gesicht eine jener ruhelosen, aber gutmütigen Unglücklichen, die nie schlafen, nie toben, nur in fortwährend redseliger Stimmung jeden Anlaß ergreifen, diese ihre Lieblingsneigung zu befriedigen.

Sie kam allmählich zu uns heran.

Als sie dicht vor mir war, blieb sie stehen, heftete ihre glanzlosen Augen lächelnd auf mein Gesicht und sagte anfangs leise, als ob sie die um uns herum Schlafenden nicht stören wollte, aber mit jenem gebrochenen Tone, den nur diese Kranken haben:

„So spät noch Besuch? Ei, ei! das ist hübsch von Ihnen, setzen Sie sich!"

„Still!" flüsterte ich, indem ich auf die Schlafenden wies, und wollte an ihr vorübergehen; aber die Unglückliche, die so ungern allein war, wollte ihren späten angenehmen Besuch nicht sobald entschlüpfen lassen, und, ohne daß ich es verhindern konnte, mit einem ihrer knöchernen Finger sich in eins meiner Knopflöcher einhakend, hielt sie mich unwiderstehlich fest und fuhr fort:

„Nicht so schnell! — Wenn Sie wüßten — ach!"

„Ich weiß, ich weiß!" sagte ich und suchte mich von ihr los zu machen.

„Was? was wissen Sie? Sie wissen nichts," fing sie schon lauter an. „Man ist nicht so heftig und kurz gegen mich; das bin ich nicht gewohnt — wissen Sie, daß ich die Königin Beß bin?"

Hier warf sie sich in die Brust und sah mich mit einem gebieterischen Blick an. „Und daß Sie eigentlich vor mir knieen müßten, he, wissen Sie das?"

„Jawohl, das weiß ich."

„Und warum knieen Sie nicht?"

Diese Worte sprach sie noch lauter, denn sie vergaß ihre Umgebung und gab sich schrankenlos ihren Einbildungen hin. Ich sah Percy schon an der nächsten Thür stehen; ich hätte alles mögliche gethan, um von dem verrückten Weibe loszukommen, riß daher ihren Finger aus meinem Knopfloch und sagte hart:

„Wenn Ihr mich nicht gehen laßt, hole ich die Peitsche!"

„Hoho! die Peitsche!" rief sie jetzt laut aus. „Wann hat Beß die Peitsche zu fühlen gehabt! Geht, geht, Ihr seid nicht mein Freund!"

Und ein gellendes Gelächter ausstoßend, wandte sie sich herum, und schritt gravitätisch und in sich hineinkichernd den Saal hinab.

Ich eilte Percy nach, der schon im nächsten Wärterzimmer stand, welches leer war.

Wir kamen in das dritte Krankenzimmer, welches ein kleines Gemach und nur vier Betten enthielt. Die Lampe desselben war dem Verscheiden nahe, dennoch aber konnten wir unter derselben, wo drei Stühle zusammengestellt waren, drei Gestalten in ihren weißen Kleidern erkennen, die, sobald wir eintraten, wie aufgescheuchte Vögel mit einem lauten Aufschrei auseinanderstoben und in ihre Betten flüchteten.

Ohne einen Blick auf sie zu werfen, gingen wir rasch weiter.

Die dritte Thür war ebenfalls nur angelehnt, sie führte wieder in ein Wärterzimmer, und in dem einen Bette desselben lag lautschnarchend eine Frau.

Wir schlichen auf den Zehen rasch hindurch und gewannen das vierte Krankenzimmer, welches, in einen Winkel gebogen, halb in dem Hauptgebäude halb in dem rechten Hinterflügel lag. In der ersten Hälfte, die ziemlich dunkel war, bemerkten wir nichts als schlafende Frauen; aus der zweiten Hälfte aber, die durch den vorspringenden Winkel des Gebäudes von der ersten geschieden wurde, vernahmen wir ein wildes Kreischen, unterbrochen von einer ernsten, zuredenden Frauenstimme. Es half nichts, wir mußten um die Ecke biegen. Da hatten wir dann das störende Schauspiel vor uns. An dem Bette stand eine Wärterin, es war glücklicherweise Chapperts Frau, und bemühte sich, ein irrsinniges Kind, das sich fast alle Kleider vom Leibe gerissen hatte und ihren Händen entwischen wollte, zu bändigen: aber es gelang ihr nicht, da sie allein war.

Beide waren über unser plötzliches leises Eintreten einen Augenblick betroffen, aber die Wärterin erkannte uns sogleich und sagte:

„Ah, Sie sind es, Herr Doktor! Es ist gut, daß Sie kommen; helfen Sie mir, Lane ins Bett bringen und ihr die Zwangsjacke anlegen, sie ist unartig."

„Nein, nein! Ich will nicht die Jacke!" kreischte diese und schlug um sich.

Ich ergriff ihre Hand und die eine Hälfte der Jacke, aber auch unsern vereinten Kräften war es unmöglich, sie zu bewältigen; sie war so rasch und so klug, uns immer wieder ihre Arme zu entreißen, wenn wir sie fest zu haben glaubten.

Percy schaute dem Kampfe eine Weile zu, dann trat auch er näher, ergriff den einen Arm des Mädchens mit seiner Rechten, schob ihn heftig in den Ärmel der Jacke und hielt sie fest.

Der schnelle Gewaltstreich mußte der Tobenden zu überraschend vorkommen, denn sie wurde auf der Stelle ruhig und ließ sich von der Wärterin einschnüren.

Während diese noch damit beschäftigt war, sie an das Bett zu befestigen, schlüpften wir rasch durch das nächste Zimmer, welches leer stand, und gelangten in den letzten Krankensaal, der wieder ziemlich lang war und an dessen Ende die Thür lag, die verschlossen gehalten wurde und von uns geöffnet werden mußte. Eben, als ich mich des Schlosses bemächtigt hatte, schoß plötzlich eine Irrsinnige von ihrem Lager empor stürzte auf mich los und, ihre Arme wie eine eiserne Klammer um meinen Hals werfend, schrie sie laut auf:

„Da hab' ich sie, die Diebe! Sie wollen stehlen. Hilfe, Hilfe! Feuer, Feuer!"

Der entsetzliche Ruf würde in jedem anderen Hause sogleich aller Aufmerksamkeit erregt und eine Menge Menschen herbeigezogen haben. Hier aber war man an dergleichen Ausbrüche toller Leidenschaft gewöhnt, so daß man nicht mehr darauf achtete, als hätte jemand: „Wasser, Wasser! ich dürste!" geschrieen.

Dennoch konnte der Ruf uns heute verderblich werden, denn wenn nur ein einziger Mann sich von dem Thatbestand näher überzeugen wollte, so waren wir verraten. Es mußte daher schnell gehandelt werden.

Auf einen Wink von mir bemächtigte sich Percy der Unglücklichen und hielt sie fest, die sich wütend verteidigte und in seinen Mantel biß, während ich den Schlüssel suchte, um rasch aufzuschließen.

Aber — o Schrecken! Er ging wohl ins Schloß, aber er öffnete nicht, ich konnte ihn drehen und wenden wie ich wollte. Einen Augenblick stand ich verwirrt und in der That unschlüssig da: da war es mir, als hörte ich von ferne und hinter uns her jemand in dem Saale näher kommen, die größte Eile war vonnöten; da bemerkte ich, daß ich den Schlüssel zu Percys Stubenthür genommen und den rechten noch in derselben Tasche hatte.

Sogleich schloß ich auf. Nun faßten wir beide das sich sträubende Mädchen, trugen es auf das nächste Bett, banden sie, die entsetzlich nach Hilfe und einmal über das andere Feuer schrie, mit einem daneben liegenden Gürtel an den Leib an das Bett und — wir hörten schon den schnell näher kommenden Tritt — entfernten uns hastig durch die Thür, die wir eiligst wieder verschlossen.

Es war die höchste Zeit, denn gleich hinter uns trat jemand ein. Da er aber keinen Schlüssel zu der Thür hatte konnte er uns nicht nachfolgen. Wer es war, weiß ich nicht; es mochte Chapperts Frau gewesen sein, doch war es für uns ein höchst beunruhigender Zufall.

Jetzt befanden wir uns, von den gehabten Anstrengungen tief Atem schöpfend, auf dem Korridor. Wir sprachen nicht, aber wir blickten uns beide lächelnd an.

Ich war nie diese Treppe hinuntergegangen, wußte daher nicht, wo die ins Freie führende Ausgangsthür sich befand; dennoch stiegen wir, so leise wir konnten, die zwei Stockwerke hinab.

Ohne die Vorsicht Chapperts, der glücklicherweise die Thür, die in den Park führte, und die sich durch abwechselndes, vom Winde hervorgebrachtes Auf- und Zuschlagen bemerklich machte, offen gelassen hatte, wären wir in die größte Verlegenheit geraten, denn ein einziges Herumtasten an einer falschen Thür konnte uns verraten. Percy sprang rasch hinaus — und das war ein großes Glück. Denn in demselben Augenblicke, wo ich ihm nachfolgen wollte, öffnete sich hinter mir eine Thür und eine rauhe Stimme fragte:

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von G. G. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten 75 Cents.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

31. Mai 1899.

— Wenn Dir beim Lesen dieses Blattes zuweilen der Gedanke kommt: „Dieses oder jenes dürfte nicht darinnen stehen," so bedenke, lieber Leser, daß noch Fünftausend zur selben Zeit das Blatt lesen.

— Da die gegenwärtige Geschichte in der „Rundschau" bald zu Ende ist, so müssen wir uns nach einer neuen umsehen. Die nächste soll, wenn die getroffene Wahl nicht wieder geändert wird, eine Geschichte sein, welche in der Zeit der Christenverfolgung seitens der römischen Kaiser spielt. Dieselbe wird uns ein anschauliches Bild jener für die Entwickelung der christlichen Kirche so schweren Zeiten vor Augen führen.

— Es liegen einige Korrespondenzen, welche schon vor geraumer Zeit einliefen, aber, weil sie keine Namensunterschrift hatten, zurückgelegt wurden. Der Editor und die meisten Leser sehen es am liebsten, wenn jeder, der etwas einschickt, den Mut hat, auch seinen Namen darunter zu setzen. Ausnahmen giebt es freilich auch von dieser Regel. Wie dem auch sei, der Editor muß auf jeden Fall den Namen des Schreibers wissen. Auf Verlangen hält der Editor den Namen des Einsenders zurück. Bitte jeden, sich dieses zu merken und nicht ungeduldig zu werden, wenn solch eine Korrespondenz ohne Unterschrift einfach still und sacht in den Papierkorb geschoben wird.

— Wir hören gerne ein sorgfältiges Urteil über eine Gegend, überhaupt von Personen, die da längere Zeit in einer Gegend waren, also urteilsfähig sind. Wenn jemand aber in eine neue Gegend geht und von vorne weg ein Urteil und zwar ein sicheres fällt, so kann das die Leser dieses Blattes doch wohl kaum interessieren. Es wäre weiter zu sagen: „So und so finde ich es hier, und so und so scheint es mir u. s. w." Die Zukunft aber ist ein weiser Lehrmeister. Eine Korrespondenz über eine neue Gegend sollte überhaupt nicht nach Landagenten riechen. Das Verlangen, so rasch wie möglich deutsche Nachbarn zu bekommen, ist ja natürlich; aber solche mit Gewalt hinlocken, ist zu verantwortlich. Ein weiser Christ hält Maß im Loben und auch im Verachten.

In Bezug auf die Lebens- und Feuerversicherungsfrage möchte hier noch erwähnt werden, daß lange nicht alle Artikel gebracht worden sind. Anfänglich brachten wir dieselben, wie sie kamen; als aber deren Zahl so groß wurde, da ließen wir solche aus, welche in der Hauptsache schon Gesagtes nur wiederholten, oder welche sich als zu schroff für und auch wider diese Sache stellten. Wir stehen jetzt an der Frage, ob es christlich und weislich gehandelt sei, einen „Waisenverein", wie er in der vorigen Ausgabe der „Rundschau" verlangt wird, in Verbindung mit dem „Aid Plan" zu organisieren. Es müßte da noch manches geändert werden. Überhaupt sollte man in solchen Sachen nicht allzu stürmisch vorgehen. Wir bitten deshalb alle Leser die Sache ernst zu prüfen. Wir sind gegen Logen und Lebensversicherungen, aber in dieser Weise, wie der Einsender es in No. 21 schildert, könnte wohl ein derartiger Verein zu stande kommen. Hoffentlich können wir schon in der nächsten Nummer sagen, was wir von der Sache denken und wie sich solch ein Hilfssystem in unseren Köpfen abspiegelt. Also Geduld bis dahin.

Achtung!

Der Editor dieses Blattes ist nicht der Geschäftsführer dieses Hauses, auch nicht der Buchhändler, auch nicht der Buchführer. Der Editor ist auch nicht verantwortlich, wenn jemand sein Blatt unregelmäßig erhält oder wenn das bewußte gelbe Streifchen nicht verändert wird. Er will aber gerne jedem, der in irgend einer Angelegenheit persönlich an ihn schreibt, den Gefallen thun und etwas nachschieben, aber verantwortlich sein will er nicht.

— Die Friedenskoferenz, welche auf Veranlassung des Kaisers von Rußland gegenwärtig im Haag in Holland tagt, beschäftigt jetzt wohl die Gemüter aller denkenden Menschen. Die friedliebenden Menschen freuen sich dieser Bewegung, und heiße Gebete steigen jetzt wohl von allen Ecken und Enden der Erde empor zum Throne des Allmächtigen, daß er die Bestrebungen des edlen Zaren segnen und fördern möge. Die kriegliebenden und händelsüchtigen Menschen fürchten, daß es Frieden geben könnte und beneiden den „Weißen Zaren" um diese große Idee, welche allein im stande ist, die soziale Frage zu lösen. Sollte diese weltumgestaltende Idee von dem Beherrscher desjenigen Reiches ausgehen, welches tausend Jahre jünger ist als die andern Kulturstaaten Europas, und welches außerdem noch über drei Jahrhunderte unter dem furchtbaren Drucke der Mongolen schmachtete? Nein, das kann der Neid nicht zugeben. Der Pöbel, die blöde Masse, kann sich eben nicht bis zur Höhe solcher Friedensidee erheben, und einzelne hervorragende Männer, welche die Volksgunst zu irgend einem selbstischen Zwecke benutzen wollen, reden der mordenden Menge das Wort. Die Mehrheit der heutigen Menschen hat sich in die Idee verrannt, daß nur Krieg und Blutvergießen zu wahrer Größe führe. In der Theorie existiert das Faustrecht schon lange nicht mehr, aber wie steht es mit der Praxis? — Als Jesus von Nazareth unter den Juden plötzlich auftauchte und begann dem Engelsgesang „Friede auf Erden" praktische Gestalt zu geben, fand er auch nur wenig Glauben und noch weniger Verständnis, und doch hat das von ihm gegründete Friedensreich schon alle weltlichen Reiche überdauert. Viele verachteten, ja haßten den Messias, weil er alle weltliche Macht, Ehre und Gewalt für nichts achtete. Wo sollten alle die nichtsthuenden, sporenklirrenden und säbelrasselnden Offiziere, welche im Kasino und am Stammtisch jeden Abend so brav ihr Vaterland verteidigen, und welche am grünen Tisch und auf der Rennbahn zuweilen Erstaunliches leisten, wohl hin, wenn der Krieg aus der Welt geschafft würde. Ehrliche bürgerliche Arbeit zum Aufbau der Reiche und der Menschlichkeit kommt diesen Marssöhnen zu gemein vor. Sie tragen eben noch den Landsknechtszopf.

Laßt uns den Krieg in seiner nakten Wirklichkeit ins Auge fassen. Wir benutzen hierzu das wohlgelungene Editoriell unseres englischen Gemeindeblattes "Herald of Truth", welches in deutscher Sprache etwa wie folgt lautet:

Es scheint immer mehr, als ob der Krieg, welcher, der allgemeinen Ansicht gemäß, gegen Spanien um der Humanität willen und in humaner Weise geführt wurde, nur auf dem Papiere, aber nicht in Wirklichkeit so geführt worden sei. Daß der Krieg gegen Spanien unnötig war, ist schon sogar von Männern, die gleich nach der Zerstörung des Schlachtschiffes „Maine" um Rache schrieen, anerkannt worden. Präsident McKinley und sein Staatssekretär machten die Aussage, daß der Krieg um Cuba ganz unnötig gewesen sei und daß die Schwierigkeiten ohne den Verlust unseres Blutes oder Schatzes hätten geschlichtet werden können. Mithin ruht die Verantwortlichkeit für das bei diesem ausgedehnten Morden, welches seither unter der Phrase: „Krieg um der niedergedrückten Menschheit willen" fortgesetzt wurde, vergossene Blut auf den Repräsentanten dieser christlichen (?) Nation, welche dem Präsidenten den Krieg aufzwangen. Es zirkuliert eine große Menge poetischen Gequatsches über die Pflicht dieser Regierung gegen die in die Hände dieser Nation gefallenen Inseln. Inzwischen fallen die Einwohner dieser Inseln, besonders die der Philippinen, massenhaft unter den Angriffen der Soldaten der Ver. Staaten, die nach ihrer Rückkehr Helden genannt werden.

Über diese Opfer „unserer" Kanonen sagt ein Soldat in Manila in einem Briefe an seinen Vater (nach dem "Boston Evening Transcript" vom 15. April): „.... Ich denke nicht, daß ich der Wahrheit sehr ferne wäre, wenn ich sagte, daß ihr mehr Nichtkämpfende getötet worden sind, als wirkliche eingeborene Soldaten. Ich glaube nicht, daß die Leute in den Ver. Staaten die unmenschliche Kriegführung, wie sie jetzt im Gange ist, verstehen ...... Ich erwarte keinen Krieg ohne Tod und Verderben, aber ich erwarte, daß wenn ein Feind auf seine Kniee fällt und um sein Leben bittet, er nicht mit kaltem Blute niedergeschossen werden sollte. Jedoch ist es Thatsache, daß der Befehl lautete, keine zu Gefangenen zu machen, und ich habe genug gesehen, um mich zu schämen, mich einen Amerikaner zu nennen."

Ein Mitglied der „Gesellschaft des Roten Kreuzes" sagt in demselben Blatte: „Noch nie in meinem Leben habe ich eine solche Metzelei gesehen und hoffe, nie wieder solche Anblicke erleben zu müssen, wie wir ihnen auf allen Seiten begegneten, als unser kleines Corps über das Feld ging, um nach den Verwundeten zu sehen. Verstümmelte Arme und Beine, schreckliche Wunden in Brust und Unterleib und kopflose Leichen zeigten die Entschlossenenheit unserer Soldaten, jeden Eingeborenen, der sich erblicken läßt, zu töten...... Ich zählte 79 tote Eingeborene auf einem kleinen Felde und erfuhr, daß auf der andern Seite des Flusses ihre Leichen zu Brustwehren aufgehäuft waren."

Es wurde allgemein angenommen, es sei die Pflicht dieser Nation, diese Inseln von der Unmenschlichkeit der Spanier zu befreien, da nun aber diese Inseln sich nicht willig der Regierung ihrer neuen Eroberer fügen wollen, wird allgemein vorausgesetzt, es sei die Pflicht dieses Landes, sie in die Unterwürfigkeit hineinzuquetschen. Das ist genau was die Spanier schon vorher, und auch ziemlich in derselben Weise wie es jetzt gethan wird, zu thun versucht hatten; auch ergeben sich daraus etwa dieselben unheilvollen Resultate für die Eingeborenen.

Wenn alles dieses eine Pflicht war, dann wird es eine noch viel größere Pflicht für eine Nation, die sich für eine christliche Regierung hält, die Wunden der Leidenden zu verbinden, die unschuldigen Opfer zu speisen, zu kleiden und ihnen Obdach zu verschaffen. Diese Unschuldigen, welche den Krieg überlebten, in welchem ihre Gatten, Väter und Mütter von „unsern" Soldaten, welche in mehr als einem Fall so betrunken waren, daß sie den Filipinos im Plündern, Morden und im Begehen anderer scheußlicher Verbrechen einen Unterricht gaben, wie sie ihn nicht einmal von den Spaniern erhalten hatten, wurden kaltblütig niedergemacht. Daß „unsere" Armee den Gesundheitszustand in Manila, Santiago, Havana und andern Orten als schrecklich fand, ist ohne Zweifel wahr, aber Civilisation bedeutet mehr als eine Kenntnis der Gesetze der Gesundheitslehre. Wer sich im Unflat wälzt, wird gemeinhin ein Schwein genannt, aber wer sich wie ein Vieh benimmt, wird gerade so richtig ein Vieh genannt, und ein civilisiertes Vieh ist nicht besser als ein heidnisches Vieh. Der Mut des Viehs ist kein wahrer Mut. Simon Petrus hatte Mut, bis ihm gesagt wurde, er solle sein Schwert beiseite legen und sich zu den Höhen jenes erhabenen Mutes erheben, der lieber für ein Unrecht leiden als kämpfen will. Dann entfloh er, weil ihm der wahre Mut fehlte. Der wahre Mut ist immer mitleidsvoll, der viehische Mut nie. Der wahre Mut bietet der Gefahr die Stirne, um Leiden zu lindern und ihnen ein Ende zu machen; der viehische Mut wälzt sich im Blutbad, nennt es ein Vergnügen, sucht Rache in der schrecklichsten Weise und ist ganz im Gegensatz zu der Lehre Christi, der da sagt: „Liebet eure Feinde."

Gezwungene Eh'
Bringt Jammer und Weh.

Briefkasten.

Peter Isaak.—Wenn ein gewisser Merkel in No. 13 über Texas die Unwahrheit gesagt hat, so wäre es gut, wenn er von glaubwürdigen Leuten, welche schon längere Zeit in Texas sind, also schon ein eigenes Urteil über diese Gegend haben, zurechtgestellt würde: aber solche Zurechtstellung muß sich nicht so anhören, als wollte man den armen Merkel in Stücke reißen, sondern sie soll nur den Zweck haben, den Irrtum zu berichtigen. Immer hübsch bei der Sache bleiben und nicht persönlich werden.

John J. Harder. — Ihr Postmeister ist unschuldig wie frisch gefallener Schnee. Habe die Sache untersucht und hoffentlich ist nun alles in Ordnung.

Peter Rogalsky, Nikolajewka. — Wir nehmen Ihr Anerbieten an und senden Ihnen sogleich Pakete mit Probenummern zum Verteilen. Schicken Sie uns mehr von Ihren gedruckten russischen Adressen. Brief folgt.

Heinrich Plek, Alexanderfeld. — Obiges gilt auch für Sie. Wenn Sie nicht russ. Adressen haben, dann schreiben wir sie mit lateinischen Buchstaben.

Heinrich Plek, Alexanderfeld (Sagradofka).

Erkundigung.

H. Lenzmann, Rosthern, Saskatchewan, hast Du meinen Brief erhalten?

G. G. W.

Züge aus Woltersdorfs Leben.

— Ernst Gottlieb Woltersdorf, der Liederdichter, Pfarrer zu Bunzlau in Schlesien, gehörte zu den populärsten und wirksamsten Seelsorgern seiner Zeit. Folgende Züge aus seinem Leben und Wirken verdienen immer mehr bekannt zu werden.

Woltersdorf hatte in seiner Gemeinde eine Frau, welche fortwährend über ihre Not und Trübsal klagte. So oft er auch zu ihr kam und sie tröstete, seufzte und klagte doch immer wieder. Eines Tages fragte er sie darum. „Hat Sie das Porstische Gesangbuch hier?"

„Ja," war die Antwort.

„Hole Sie es einmal her,' lautete der Befehl.

Die Frau ging und holte das Buch. Woltersdorf schlug das Lied auf: „Was Gott thut, das ist wohlgethan."

„Das will ich jetzt ausreißen."

„Sie werden doch das nicht thun, Herr Pastor?" rief die erschrockene Frau.

„Sie glaubt es ja nicht mehr," war die Antwort.

Die Frau bat und weinte, und das Blatt wurde schließlich nicht herausgerissen. Aber das einfache Verfahren hatte geholfen. Sie schämte sich ihrer kleingläubigen Klagen und war für immer davon geheilt. Das Blatt war ihr von jenem Tage an zu einem besonderen Segen.

— Eines Tages kam ein junger Mann zu Woltersdorf und klagte: „Nun geht es nicht mehr; ich komme nicht vorwärts in meinem Christentum; ich muß noch verzweifeln; es wird nie etwas Ordentliches aus mir werden."

Woltersdorf erwiderte: „Wenn es so mit Ihm bestellt ist, so will ich Ihm einen Rat geben. Da drüben ist ein Wirtshaus. Jetzt gehe Er hinüber und spiele, trinke und tanze Er nach Herzenslust."

Der Mann erwiderte: „Nein das kann ich nicht!"

Da antwortete Woltersdorf: Also Er sieht wohl, daß Er das nicht mehr kann; ist das nicht ein deutliches Zeichen, daß die Gnade an Ihm wirkt? Nun gehe Er nach Hause, falle auf seine Kniee und danke Gott dafür, daß Er das nicht mehr kann."

Landwirtschaftliches.

Tomaten-Kultur*) im Norden.

Im Norden und auf Lehmboden, wo man durch das Klima gezwungen wird, nach Mitteln zu suchen, um reife Früchte zu ziehen und so die Ernte profitabel zu machen, erscheint es schwierig, mit Tomaten erfolgreich zu sein und doch finden sich nach und nach die Vorteile ein. Keine Pflanze verträgt die künstliche Cultur so leicht als die Tomaten. Nachdem man die Pflanzen frühzeitig herangezogen, des Raumes wegen genügt für die erste Aussaat im Zimmer ein Cigarrenkistchen, unten mit einigen Löchern versehen, später werden sie verpflanzt auf 2—4—6 Zoll Entfernung in Kästen oder im Mistbeet.

Der Nachtfröste wegen warten wir mit der Auspflanzung im freien Lande bis ungefähr zum 6. bis 10. Juni. Nun ziehen wir eine lange Furche, bringen Dünger hinein, pflügen von beiden Seiten wieder zu, ebnen das Ganze, und wir sind fertig zum Bepflanzen. Wer keine Furche ziehen kann, mache Löcher, thue Dünger hinein und Erde darauf. Man lasse sich die geringe Mühe nicht verdrießen; der Zweck ist, wir wollen von 3 Pflanzen 1 Buschel Früchte ernten, wozu der Nachbar über 1 Dutzend gebraucht. Pflanzenweite 3 bei 4 Fuß. Behacken oder Kultivieren, gleich andern Früchten.

Wenn sich die ersten Früchten gebildet haben, so entfernen viele einen Teil der Blätter und sämtliche Spitzen der Triebe; dies ist ein Fehler, welchen ich auch jahrelang begangen habe. Man will durch diese Prozedur die Früchte zum schnellen Reifen bringen. Die Folge davon ist, die Pflanze bestrebt sich, den ihr zugefügten Schaden auszubessern und sendet vom untern Stamm so viele Schößlinge, daß innerhalb 14 Tagen ein ganzer Wald entstanden ist. Ferner müssen wir bedenken, daß jede Frucht im Schatten der Blätter reifen will und haben obendrein ein großer Teil Früchte und Blüten durch das Spitzenabkneifen zerstört.

Wir lassen die Pflanze wachsen, wie sie will. Einen sehr leichten Nachtfrost vertragen sie ohne Schaden, aber nun haben wir aufzupassen; sobald wir merken, diese Nacht wird kalt, holen wir unsere Tomaten ein, reife und unreife, große und kleine, bringen sie auf einen Haufen, oder in einige Kisten und bedecken sie mit alten Carpet, Säcke oder dergleichen. Jede Woche lesen wir den Haufen durch, nehmen die reifen heraus und lassen die anderen liegen. Auf diese Weise hat man fast bis Weihnachten reife Tomaten. Der Unterschied im Kulturverfahren bei mir war 9 Buschel von 27 Pflanzen nach beschriebener Methode, gegen 24 Buschel von 150 Pflanzen im Vorjahre auf einfach gedüngtem Boden.

(A. u. G. Z.)

Die Kultur des Gartensalats.

Junghans.

Es giebt wohl kaum ein Gemüse im Küchengarten, welches man so ungern entbehren würde, wie den Salat. Er liefert uns, wenn wir ihn richtig behandeln und ziehen, fast zu jeder Jahreszeit seine Ernte. Es ißt ihn der Arme, wie der Reiche gleich gern.

Man teilt den Salat in zwei Hauptgruppen, den Kopfsalat und den Schnittsalat. Letzterer wird auch nach seiner Heimat, der Insel Kos, Kossalat genannt.

*) Russisch Bocklaschan.

Im allgemeinen ist die Kultur des Salates nicht schwer. Derselbe verlangt, um gut zu gedeihen, einen sehr nahrhaften, frischgedüngten, gut kultivierten Boden und reichlich Wasser. Je mehr Dünger der Boden enthält, je kräftiger er ist, und je lockerer er gehalten wird, desto besser und schöner wird der Salat. Auf unkultiviertem, magerem oder trockenem Boden gedeiht er durchaus nicht, die Blätter werden lederartig, bitter und schließen sich nicht. Man muß daher das Land für Salat alle Jahre reichlich düngen und demselben, wenn möglich, noch etwas Jauche und Kompost zuführen. Ebenso muß das Land während der ganzen Kultur locker, unkrautfrei und genügend feucht gehalten werden.

Der Kopfsalat schließt seine Blätter, je nach der Sorte, zu Köpfen von verschiedener Größe, Form und Farbe. Man baut denselben als Zwischenfrucht zwischen Gurken oder Kohlarten oder für sich allein. Auch als Vor- und Nachfrucht läßt er sich, infolge der kurzen Zeit, welche zu seiner Entwickelung erforderlich ist, zweckmäßig verwenden.

Wer recht frühen Kopfsalat auf den Markt bringen will, der säe den Samen im Herbste, etwa Mitte September, in das freie Land. Der hierzu benutzte Boden muß sich in einem möglichst zerfeinerten Zustand befinden. Man säet den Samen breitwürfig und ziemlich dicht aus, und bedeckt ihn sehr flach mit der Erde. Der Boden muß stets feuchte gehalten werden. Mitte Oktober setzt man die Pflänzchen in gebrauchte Mistbeete oder in Kaltbeete aus. Man pflanzt etwa 300 bis 400 derselben auf jede Quadratyard Flächenraum der Beete. Beim Eintritt kalter Witterung legt man die Fenster auf die Kasten und bedeckt diese mit Stroh oder langem Miste. Im Winter lüftet man die Fenster bei geeigneter Witterung. Man setzt im Frühjahr so zeitig wie möglich die jungen Pflanzen in 12 Zoll von einander entfernte Reihen aus. In diesen kommen dieselben in Abständen von 10 bis 12 Zoll zu stehen.

Wer den Kopfsalat für den Markt zieht, muß mit der Wahl der Sorten sehr vorsichtig sein. Er darf nur solche wählen, die feste Köpfe bilden und ein schönes Ansehen haben.

Die erste Aussaat für die Sommersorten geschieht direkt in's freie Land, sobald dasselbe bearbeitet werden kann. Man säet entweder breitwürfig oder in Reihen. Bei der Großkultur findet nur die Reihensaat Anwendung. Die Pflanzen werden später ausgedünnt. Damit man bis in den Herbst hinein mit Salat versehen ist, werden in Zwischenzeiten von 2 bis 3 Wochen neue Aussaaten gemacht.

In neuerer Zeit wird auch viel Salat in eigens zu diesem Zwecke gebauten Glashäusern, den sogenannten Salathäusern, gebaut, um ihn im Winter auf den Markt unserer großen Städte zu bringen. Dieses Verfahren gestaltet sich dann überaus gewinnbringend, wenn man in der Nähe einer großen Stadt wohnt. (H. und Brfrd.)

Geeignetes Kälberfutter bei der Abgewöhnung.

Schon frühe können Kälber, wenn sie möglichst zeitig abgesetzt und künstlich mit der Milch getränkt werden, nach und nach an die Aufnahme fester Nahrungsstoffe gewöhnt werden. Als solche eignen sich vor allem gequetschter Hafer, gebrochener Leimkuchen, trocken in erbsen- bis bohnengroßen Stücken, und gutes nahrhaftes Heu. So lange die Kälber bei der Kuh sind, ist es schwierig, dieselben zur Aufnahme anderen Futters zu bewegen. Am leichtesten macht sich die Angewöhnung, wenn das abgesetzte Kalb mit einem anderen, etwas älteren zusammengesperrt wird, welches bereits fressen kann; das jüngere Kalb erlernt hierbei das Fressen gewissermaßen spielend.

Hausarzt.

Mittel gegen Neuralgia.

Versuchen Sie einmal folgendes Mittel gegen Neuralgie: Machen Sie aus einem Theelöffel voll Mehl, einem Eßlöffel voll Pfeffer und etwas Whiskey einen weichen Teig zurecht, thun denselben in ein Läppchen, legen dieses wie ein Pflaster auf die schmerzende Stelle und binden ein Tuch darüber. Sobald der Teig hart ist, hat er keine Wirkung mehr. Hoffentlich hilft es auch Ihnen.

Schädlichkeit der Ohrfeigen.

Das Trommelfell ist ein papierdünnes Häutchen, von der Größe eines Zweicentsstückes, das bei jedem Schall, der es trifft, hin und her schwingt, wie das Fell einer Trommel. Reißt nun infolge einer kräftigen Ohrfeige, welche außer durch den starken Schall, auch noch durch plötzliche Luftverdichtung im Gehörgange gefährlich wird, das Trommelfell, so sind die Risse meist groß und heilen nur selten wieder vollkommen zu, so daß dauernde Verminderung der Hörfähigkeit zurückbleiben muß. Ja, es kann sogar durch nachfolgende Entzündung des Mittelrohrs vollständige Taubheit eintreten! Darum straft nicht mit Ohrfeigen.

Trinken zum Essen.

Unser Wissen macht doch recht langsame Fortschritte. Man bedenke nur: Heute, das ist fast 2000 Jahre nach Christi Geburt, sind die Gelehrten noch nicht darüber einig, ob wir zum Essen trinken sollen oder nicht, während doch jedes unvernünftige Tier weiß, wie es sich in dieser Beziehung zu verhalten hat. Es folgt eben jenem in ihm wohnenden Ratgeber, den wir den tierischen Instinkt nennen und der ihm ganz genau sagt, was ihm zuträglich und was ihm schädlich ist, was und wie viel und wann es essen und trinken soll, u. s. w.

Uns Menschen ist infolge unserer wüsten, naturwidrigen Lebensweise dieser Instinkt verloren gegangen, und wir müssen auf den Chemiker vertrauen und uns von ihm, der selbst nichts davon weiß, sagen lassen, was wir essen und trinken sollen.

Im allgemeinen ist das Trinken zum Essen eine reine Angewohnheit, die so stark ausgeprägt sein kann, daß wir überhaupt keine Mahlzeit zu uns nehmen können, wenn wir nicht ein Glas Wein oder Bier oder wenigstens ein Glas Wasser dazu trinken. Zu viel Flüssigkeit ist aber der Verdauung hinderlich, da es für die Bearbeitung der Speisen nötig ist, daß die Magenwand durch feste Nahrung gehörig ausgedehnt wird, wodurch der Magenmuskel kräftiger arbeitet und auch die Absonderung des Magensaftes befördert wird.

Im großen und ganzen sind unsere Speisen so wasserreich zubereitet, daß wir neben der Suppe, die wir gewöhnlich zu Anfang einer Mahlzeit genießen, keine weitere Flüssigkeit in Form eines Getränks zu uns nehmen brauchen. Durch das Trinken beim Essen wird die Absonderung des Magensafts künstlich gesteigert und damit der Appetit vermehrt, sodaß wir mehr Nahrung zu uns nehmen, als unser Körper eigentlich verlangt. Diese Thatsache ist namentlich bei der Entfettungskur wohl zu beachten. Wir entziehen dem Fettsüchtigen, der in der Regel bei Tisch feinen Mann steht, die Flüssigkeit so viel wie möglich, sodaß sein Appetit und seine Nahrungsaufnahme geringer werden und infolgedessen ein Verlust an Körpermaterial, d. i. Abmagerung erfolgt. Gießen wir übrigens zu große Mengen kalter Flüssigkeiten in den Magen, so kann durch die Kälte derselben ein Entzündungsreiz abgegeben werden, sodaß es zu akutem oder chronischem Magencatarrh kommt. Das geschieht aber nur bei Genuß großer Mengen kalter Getränke; ist die Menge derselben keine zu große, so entsteht gewöhnlich kein besonderer Schaden, da der Körper durch seine Ausscheidungskräfte mehr Blut nach der Magenschleimhaut schickt und auf diese Weise den Wärmeverlust wieder ersetzt. Was die alkaholischen Getränke anbetrifft, so hindern dieselben, wie man dies früher annahm, die Verdauung nicht; man will im Gegenteil gefunden haben, daß ein schwach alkoholhaltiges Getränk die Verdauung befördert, vorausgesetzt, daß es in mäßiger Weise genossen wird. In der Mäßigkeit liegt überhaupt das ganze Geheimnis der Verdauungsfrage. Unser Magen ist ungefähr wie der eines Schweins beschaffen, und wir können schließlich die naturwidrigsten Sachen genießen, d. h. mäßig genießen, ohne Schaden davon zu nehmen, da der Körper durch seine Ausgleichungskräfte die schädlichen Bestandteile wieder ausscheidet. Nur müssen wir dem Körper nicht mehr einverleiben, als er ausscheiden kann, d. i. wir müssen mäßig sein; in der Mäßigkeit liegen die Bedingungen zur Gesundheit. Sind wir mäßig, so können wir uns schließlich alle sog. „Genüsse" leisten, ohne Schaden zu nehmen. Erst im Übermaß genossen, sind die Reizmittel von großem Nachteil für unsere Gesundheit. Und da wir nie wissen, wo das Maß aufhört und das Übermaß anfängt, so ist jedenfalls die vollständige Abstinenz, die allerdings schwer durchzuführen ist, das Vernünftigste, namentlich für diejenigen, die nie wissen, wann es genug ist.

Es sei noch erwähnt, daß wenn wir zu viel Flüssigkeit mit unserer Nahrung in den Magen thun, dieselbe zum Teil schon von der Magenwand schnell aufgesogen wird, zum Teil auch in den Darm abfließt, während die festen Bestandteile der Nahrung zurückgehalten werden.

Was vorhin von dem Genusse der alkoholischen Getränke gesagt wurde, bezieht sich natürlich nur auf den gesunden Magen. Anders verhält es sich bei einem kranken Magen. Beim Magengeschwür beispielsweise, bei der Magenerweiterung, beim Magencatarrh u. s. w. sind alkoholische Getränke zu vermeiden. Gewöhnlich weist sie der Kranke so wie so schon zurück, da ihm dieselben Magenbrennen, Aufstoßen u. dgl. verursachen. Daß grade beim kranken Magen die Gesetze der Mäßigkeit besonders streng zu beachten sind, braucht nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Selbst reines Wasser darf in solchen Fällen nicht in unrichtiger Weise, nicht zu kalt und in nicht zu großer Menge, genossen werden. Da in der Krankheit der natürliche Instinkt wiederzukehren pflegt, so lasse man sich von diesem leiten, d. i. man trinke, wenn man Durst hat und nie ohne solchen. Der Durst kann übrigens auch eine reine Gewohnheitssache sein, die man sich dann abgewöhnen muß, — wenn man kann. Nicht selten rührt der Durst nur von einer Trockenheit des Mundes und der hintern Rachenwand her und ist alsdann durch einfaches Ausspülen des Mundes und durch Gurgeln mit frischem Wasser zu beseitigen.

Im allgemeinen mache man es sich zur Regel, nicht ohne Appetit zu essen und auch nicht ohne Durst zu trinken. Wer sich nicht körperliche Bewegung verschafft und dadurch den Stoffwechsel und den Wasserverbrauch steigert und die Ausscheidungsorgane in reger Thätigkeit hält, kann ruhig sein Gläschen trinken, ohne Schaden davon zu nehmen. Wer jedoch einen trägen Stoffwechsel besitzt, bei dem dient die genossene Flüssigkeit nur dazu, um Wiederersatz verbrauchter Wassermengen; sie muß als Balast wieder ausgeschieden werden, und es erfordert dies dann in der Regel eine Überanstrengung der sowie so schon trägen Ausscheidungs-Organe. Diese Überarbeitung der ausscheidenden Organe führt dann in weiterer Folge zu entzündlichen Veränderungen der letzteren, namentlich zu Leberverhärtung, Bright'scher Nierenkrankheit und Wassersucht, Krankheiten, welche wir so außerordentlich häufig bei Menschen finden, die dem Genusse geistiger Getränke ergeben sind und welche ihren Ausscheidungsorganen mehr zutrauen, als dieselben leisten können.

Zeitereignisse.

Niederlande.

Haag, 23. Mai. Die Chefs der Delegationen zur Friedenskonferenz hielten heute morgen eine Privatsitzung im „Haus im Busch" und teilten später ihren Kollegen die Abmachungen mit, die sie gestern abend betreffs der Wahl der Vorsitzer der verschiedenen Kommissionen vereinbart hatten.

Die Delegaten waren damit einverstanden.

Mittags um zwölf Uhr hielt die Konferenz eine Plenarsitzung und die Wahlen wurden amtlich ratifiziert.

Folgende Liste enthält die Namen der Mitglieder der ersten Kommission:

Ehren-Präsidenten—Graf zu Münster-Ledenburg, Chef der deutschen Delegation, und Andrew D. White, Chef der amerikanischen Delegation.

Wirklicher Präsident — Beernaert, Chef der belgischen Delegation.

Vice-Präsident—A. P. C. van Karnebeck, Chef der Delegation der Niederlande.

Die Kommissionen ist in zwei Sektionen, Krieg und Flotte, eingeteilt.

Die Vice-Präsidenten der Kriegs-Sektion sind: General-Leutnant Abdullah Pascha, von der türkischen Delegation; General-Major Ardagh, von der britischen Delegation, und Brigade-General Monnier von der französischen Delegation.

Die Vice-Präsidenten der Flottensektion sind: Vice-Admiral Fisher von der britischen Delegation; Vice-Admiral Pethan von der französischen Delegation und Kapitän Siegel von der deutschen Delegation.

Die zweite Kommission ist zusammengesetzt wie folgt:

Ehren-Präsidenten—Herzog von Tetuan, Chef der spanischen Delegation; Turkhan Pascha, Chef der türkischen Delegation, und Graf v. Welsersheimb, Chef der österreichisch-ungarischen Delegation.

Wirklicher Präsident — Prof. von Martens von der russischen Delegation.

Diese Kommission ist ebenfalls in zwei Sektionen eingeteilt: Rotes Kreuz und Brüsseler Konferenz.

Die Vice-Präsidenten der Roten Kreuz-Sektion sind: General Thaulow und Doktor S. Roth, Chef der Schweizer Delegation.

Die Vice-Präsidenten der Brüsseler Konferenz-Sektion sind: Prof. v. Stengel von der deutschen Delegation, und General Zuccari von der italienischen Delegation.

Die dritte Kommission setzt sich wie olgt zusammen:

Ehren-Präsidenten — Graf Nigra, Chef der italienischen Delegation und Sir Julian Pauncefote, Chef der britischen Delegation.

Wirklicher Präsident — Bourgeois, Chef der französischen Delegation.

Vice-Präsidenten — De Bille, Chef der spanischen Delegation, Baron d'Estournelles de Constant, von der französischen Delegation; Graf de Macedo, Chef der portugiesischen Delegation; Herr Merey, Signor Compili und Dr. Zorn.

Haag, 23. Mai. Heute nachmittag hielten alle drei Kommissionen ihre ersten Sitzungen. Dieselben waren ausschließlich den einleitenden Förmlichkeiten und einem Meinungsaustausch bezüglich der Verhandlungen gewidmet.

Am Freitag werden die Kommissionen wieder zusammentreten.

Der Chef der russischen Delegation und Präsident der Konferenz, v. Staal, wohnte der Versammlung der Schiedsgerichtskommission bei und saß neben dem Chef der französischen Delegation, Leon Bourgeois.

Die Maßregeln zur Geheimhaltung der Verhandlungen sind verdoppelt worden. Nur die Delegaten und die Sekretäre werden zum „Haus im Busch" zugelassen. Beide Eingänge in den Park sind abgeschlossen und an den Thoren stehen Wachen unter dem Kommando von Unteroffizieren in voller Uniform. Jeder Einlaßbegehrende muß eine orangefarbige Karte vorzeigen, die an die Delegaten ausgegeben wurden und das geheime Paßwort angeben.

Königin Wilhelmine traf heute abend mit der Königin-Mutter hier ein und wurde bei der Fahrt durch die Straßen von der Bevölkerung herzlich begrüßt.

Morgen nachmittag um fünf Uhr wird die Königin die Chefs der verschiedenen Delegationen empfangen, der die Minister des Aeußern, de Beaufort, vorstellen wird.

Sämtliche Delegaten haben Einladungen zu einem großen Empfang erhalten, der morgen abend um halb zehn Uhr stattfinden wird. Die Chefs der Delegationen werden dann ihre Kollegen und die Frauen der Letzteren der Königin vorstellen.

Kaiser Nikolaus hat der Königin Wilhelmine den St. Katharinenorden, in Brillanten gefaßt, geschickt.

Haag, 25. Mai. — Madame Selenka, die berühmte Friedens-Befürworterin und Förderin des Friedenskreuzzuges der Frauen, überreichte heute dem Botschafter Staal, Präsidenten der Konferenz und Haupt der russischen Delegation, ein illustriertes Album, welches den Wortlaut der Resolutionen zu Gunsten des Friedens enthält, die in Versammlungen angenommen waren, welche mehrere Millionen Frauen repräsentierten. Dem Album war eine Adresse „Im Namen der Frauen von 18 Nationen" beigefügt, in welcher der Konferenz der beste Erfolg gewünscht wird. Baron de Staal hatte der Madame Selenka geschrieben, daß er ihr eine fünf Minuten lange Audienz gewähren könne, er wurde aber so interessiert, daß er sich eine halbe Stunde mit der Dame unterhielt.

„Carmen Sylva," bekanntlich der Schriftstellername der Königin Elisabeth von Rumänien, hatte ein Gedicht zu dem Album beigesteuert, und Königin Wilhelmine hatte einen ihrer Sekretäre abgeschickt, um Frau Selenka zu der Thätigkeit der Frauenvereine zu gratulieren.

Großbritannien.

London, 23. Mai. Das Königliche Institut von Großbritannien hat zum Andenken an den 100. Jahrestag seines Bestehens folgende Ehrenmitglieder ernannt: Professer der Sternkunde und Sekretär des Smithsonian Institute, Samuel Pierpont Langley von Washington; Professer der Physik, Albert Abraham Michelson von Chicago; Professor Robert Henry Thurston, Direktor des Sibley College von Cornell University; Professor J. S. Ames von Johns Hopkins University in Baltimore; Professor der Physik, George Frederick Barker von der Universität von Pennsylvanien in Philadelphia, und den Präsidenten der Washington und Lee University, Va., William Lyne Wilson.

London, 24. Mai.—Strömender Regen herrschte heute morgen am 80. Geburtstage der Königin. Die Stadt Windsor, wo der Geburtstag der Königin als allgemeiner Feiertag beobachtet wird, war auf's reichste mit Flaggen dekoriert, und um elf Uhr wurden alle Glocken in der Stadt geläutet. Gegen elf Uhr klärte sich das Wetter auf und im großen viereckigen Platze des Schlosses wurde von den Gesangvereinen von Windsor und Eton eine Serenade zum Vortrag gebracht. Der Regen hatte mittlerweile aufgehört, und es herrschte der herrlichste Sonnenschein. Die Königin und die Mitglieder der königlichen Familie, darunter die Kinder des Herzogs und die Herzogin von Sachsen-Koburg von Gotha, des Herzogs und der Herzogin von Connaught, des Prinzen und der Prinzessin Christian und der Prinzessin Heinrich von Battenberg lauschten dem Vortrage. Sir Walter Parratt, Musikdirektor und Privatorganist der Königin, dirigierte, mit seiner Amtstracht angethan, die Serenade von den Stufen des Privateinganges der Königin zum Palaste, gerade unterhalb des mit Eichenholz getäfelten Zimmers, wo die Königin beim Frühstück saß. Die Kadetten von Eton College marschierten unter Vorantritt einer Musikkapelle in die Schloßanlagen und nahmen hinter dem Chor Aufstellung. Hinter den Kadetten war der Rest der Zöglinge von Eton College und die Military Knights von Windsor aufgestellt. Der Mayor und der Stadtrat von Windsor in ihrer Amtstracht und die sonstigen Beamten der Stadt waren ebenfalls anwesend.

Der Anblick war ein überaus malerischer. Nachdem die Nationalhymne von allen Anwesenden gesungen war, trug der Chor die vom verstorbenen Bischof von Wakefield verfaßte Jubiläumshymne und zwei speziell zu Ehren der Königin gedichtete Madrigale vor. Zum Schluß brachten die Zöglinge von Eton College drei Hochs auf die Königin aus. Der Herzog von Connaught erschien an einem der Fenster und dankte den Anwesenden im Namen der Königin. Auch die Königin selbst, die bei bester Gesundheit zu sein schien, erschien am Fenster und verneigte sich wiederholt.

Sir Walter Parratt und der Mayor von Windsor wurden dann der Königin vorgestellt und überreichten ihr eine aus Blumen angefertigte Harfe. Mayor J. T. Soundry wurde später von der Königin in den Ritterstand erhoben.

Obwohl die offiziellen Geburtstagsfestlichkeiten in London erst am 3. Juni stattfinden, so waren doch heute alle öffentlichen Gebäude, viele Geschäftshäuser und zahlreiche Privathäuser zur Feier des Tages dekoriert. Es waren in der That mehr Flaggen in der Stadt zu sehen, als irgend zu einer Zeit seit dem Regierungsjubiläum der Königin.

In der St. Paulskathedrale wurde heute morgen im Beisein einer zahlreichen Gemeinde ein Dankgottesdienst abgehalten.

Der Lordmayor von London, Sir John V. Moore, die Sheriffs, die Aldermen und Schwert- und Stabträger und alle anderen Beamten waren in vollem Amtsornat anwesend. Der Erzbischof von Canterbury amtierte und hielt die Predigt, nach deren Schluß ein Tedeum gesungen wurde.

In allen Provinzen wurde der Geburtstag der Königin gefeiert, die Schiffe in den verschiedenen Häfen, sowie die Kriegsschiffe hatten ihren Festschmuck angelegt.

In Portsmouth wurden Revuen über die Regulären-, Freiwilligen- und Marine-Brigaden abgehalten, desgleichen in den verschiedenen Arsenal- und Garnisonstädten.

Eine Depesche aus Simla, der Sommer-Hauptstadt von Britisch-Indien, sagt, daß dem Gottesdienst zur Feier des Geburtstages der Königin, die Vizekönig von Indien, Lord Curzon of Kedleston, sowie die Civil- und Militärbeamten in Galauniform beigewohnt hätten. Salutschüsse wurden abgefeuert. Heute abend gaben Lord und Lady Curzon ein Staatsdiner und hielten später einen Empfang ab.

Depeschen vom Kontinent melden, daß die europäischen Zeitungen lobende Artikel über die Regierung der Königin gebracht haben.

Heute nachmittag pflanzte die Königin einen jungen Eichbaum auf dem östlichen Rasen von Schloß Windsor. Sie fuhr auf dem Kennethfahrwege nach der Stelle und wurde beim Pflanzen des Bäumchens vom Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha assistiert. Alle Mitglieder der königlichen Familie waren bei der Ceremonie anwesend. Die Königin setzte dann ihre Spazierfahrt in der Richtung von Frogmore fort.

Die „Military-Knights" von Windsor überreichten der Königin heute mittag im Korridor des Schlosses eine Adresse, wofür sich die Königin wärmstens bedankte.

Eine hübsche Scene spielte sich ab, als heute morgen der Königin von jedem ihrer Enkel und Großenkel ein zierlicher Blumenstrauß überreicht wurde.

Der amerikanische Botschafter Joseph H. Choate hatte der Königin telegraphisch seine Glückwünsche übersichickt, worauf die Königin eine freundliche Erwiderung sandte. Der Botschafter wohnte auch dem Gottesdienste in der königlichen Kapelle im St. James Palast bei.

In allen Hauptstädten Europas haben die britischen Botschafter und Gesandten zu Ehren des Geburtstages der Königin Bankette gegeben und Empfänge abgehalten.

Die Zöglinge der Marine- und Militärschulen waren heute nachmittag in einer von Beerbohm Tree's Truppe gegebenen Matinee in Her Majesty's Theater. Die ganze Versammlung sang die Nationalhymne, welcher die Königin mittels Elektrophons in Schloß Windsor lauschte. Die Königin sandte telegraphisch ihren Dank dafür.

China.

Hongkong, 23. Mai. Der amerikanische Kreuzer „Olympia" ist mit Admiral Dewey an Bord hier angekommen. Er wurde von den Schiffen aller Nationen mit Geschützdonner begrüßt.

Admiral Dewey, Captain Lamberton, Leutnant Brumby und der amerikanische Konsul Wildman wurden von einer Ehrenwache der Royal Welsh Füsiliere empfangen, als sie landeten, um dem Gouverneur von Hongkong, Sir Henry A. Blake, dem General-Major Gascoigne, Kommandeur der Truppen, und Commodore Powell, Kommandeur der Seetruppen, ihre Aufwartung zu machen. Die Besuche wurden später von den erwähnten Beamten erwidert.

Admiral Dewey ist leidend und kann dem Banquet zur Feier des Geburtstages der Königin nicht beiwohnen.

Die „Olympia" wird zehn Tage hier bleiben.

Philippinen.

Manila, 23. Mai. ½7 Uhr abends. Die Filipino-Kommissäre verbrachten den heutigen Tag in der Wohnung der amerikanischen Kommissäre. Sie besprachen jeden Punkt des Planes der Regierung sowie die Einzelheiten der Friedensproklamation und erkundigten sich, welche persönlichen Rechte ihnen gewährleistet werden würden.

Oberst Charles Denby von der amerikanischen Kommission setzte ihnen auseinander, daß es dieselben sein würden, wie die, welche die Verfassung der Ver. Staaten garantiert.

Die Filipinos wollten auch wissen, was für ein Schulsystem eingerichtet werden würde und billigten das amerikanische System der Trennung von Kirche und Staat.

Der Haupteinwand der Filipinos war, daß ihnen zwar persönliche Freiheit gewährt werden sollte, aber nicht politische Freiheit.

Zuletzt erklärten die Filipinos, sie seien persönlich zwar mit dem Plane zufrieden, könnten ihn aber nicht amtlich gutheißen.

Im Laufe des Tages machten die Filipino-Kommissäre dem General-Major Otis ihre Aufwartung, und morgen werden sie ihren Besuch wiederholen.

Es wird hier viel gesprochen über die Aufnahme, deren sich die Filipino-Abgesandten sich erfreuen. Dieselben tragen blaue Röcke und rote, goldgestreifte Beinkleider. Sie fahren in der Stadt herum und die Aufmerksamkeit, die ihnen geschenkt wird, bereitet ihnen augenscheinlich viel Vergnügen. Sie sind der Mittelpunkt von Festen in Filipino-Häusern, wo sie unterhalten werden und die schönste Gelegenheit haben, die Interessen der Rebellion zu fördern. Das Militär billigt es nicht, daß die Filipinos in dieser Weise vom Civil gefeiert werden.

Manila, 26. Mai. — Bei Santa Rita ist gestern morgen eine amerikanische Recognoscierungs-Expedition auf eine starke Insurgentenschar gestoßen; sie wurde von Funston's Brigade verstärkt worauf ein hitziges Gefecht entstand.

Auf amerikanischer Seite wurden ein Leutnant und fünf Mann verwundet, während die Insurgenten an Toten und Verwundeten zehn Mann verloren.

Admiral Schley.

Omaha, Neb., 23. Mai. Heute nachmittag wurde Admiral Schley, der Sieger in der Seeschlacht bei Santiago, von der Bevölkerung von Council Bluffs gefeiert. Der Admiral und General Manderson fuhren in einem reich verzierten Wagen der elektrischen Straßenbahn von der Manderson'schen Wohnung direkt nach dem Grand Hotel in Council Bluffs, wo dem Admiral zu Ehren ein Empfang stattfand, zu welchem sich mehrere tausend Menschen eingefunden hatten. Nach Schluß des Empfanges bestiegen der Admiral und sein Freund, Senator Manderson, denselben Wagen der sie hierhergebracht hatte, und machten eine Spazierfahrt durch die Stadt und die Parks.

Omaha, Nebr., 23. Mai. Ihren Höhepunkt erreichten die Ovationen für den Admiral Schley heute abend in Boyd's Opernhouse, wo der Admiral und seine Gemahlin als Gäste des Generals Manderson der Aufführung von „Cyrano de Bergerac" durch die Richard Mansfield'sche Truppe beiwohnten. Der Admiral traf 10 Minuten vor Beginn der Vorstellung in seiner Loge ein und wurde von dem das Haus bis auf den letzten Platz füllenden Publikum mit stürmischen Hochrufen empfangen. Das Publikum ruhte nicht, bis der Admiral sich erhob und eine kurze Ansprache hielt. Nach Schluß des ersten Aufzugs brachen die Hochrufe von neuem aus und dauerten volle zehn Minuten. Ihren Höhepunkt erreichte die Begeisterung, als Mayor Moores auf die Bühne sprang und drei Hochs auf den Helden von Santiago ausbrachte. Der Admiral mußte nochmals eine Rede halten. Morgen mittag tritt der Admiral und seine Gemahlin die Reise nach Denver und Salt Lake City an. Auf der Rückreise kommt er nochmals auf kurze Zeit als Gast des Royal Arcanum, dessen Mitglied er ist, hierher.

Aus Kansas kommen Nachrichten, daß bei Marion, Lehigh und andern Plätzen sehr starke Hagelschauer niedergingen, so daß viel Getreide, stellenweise sogar die Rinde von den Bäumen geschlagen wurde.

Neueste Nachrichten.

Ausland.

Deutschland.

Berlin, 28. Mai. — 56 Delegaten, welche dem Tuberkulose-Kongreß beigewohnt hatten, dessen Verhandlungen hier gestern zum Abschluß gelangten, wurden heute mittag dem Kaiser und der Kaiserin in Potsdam vorgestellt. Von jeder Delegation waren zwei Vertreter ausgewählt worden und zwar als Vertreter der Ver. Staaten Dr. J. C. Boyd von dem Marineärztecorps und Dr. von Schweinitz. Reden wurden nicht gehalten. Der Herzog von Ratibor stellte die Delegaten den Majestäten vor. Der Kaiser unterhielt sich in freundlichster Weise mit jedem Delegaten und erhielt einen höchst angenehmen Eindruck, namentlich von den amerikanischen Delegaten, bei denen er sich besonders nach den Heilanstalten für Tuberkulose in den Ver. Staaten erkundigte. Der Kaiser gab seinem Bedauern über das Bestreben Ausdruck, die Ver. Staaten der Wälder zu berauben. Nachdem die Majestäten sich zurückgezogen hatten, wurden Erfrischungen serviert. Die Delegaten fuhren dann nach Berlin zurück, wo sie um drei Uhr eintrafen. Gestern wurden sie von Frau Andrew D. White, Gattin des amerikanischen Botschafters in Berlin, empfangen. Botschaftssekretär John B. Jackson assistierte Frau White.

Berlin, 28. Mai.—Wie bereits vor Monaten angedeutet wurde, werden die drei Vertragsmächte alle ihre bisherigen Vertreter auf Samoa nach und nach abberufen. Die Abberufung des amerikanischen Admirals Kautz erfolgte früher, als erwartet wurde, und die Berliner Presse giebt ihrer Genugthuung hierüber Ausdruck. So sagt der „Lokalanzeiger": „Dies beweist von neuem den guten Willen der Regierung in Washington, alle Hindernisse für eine friedliche Verständigung aus dem Wege zu räumen."

Frankreich.

London, 28. Mai.—Laut Spezialdepeschen, welche aus Paris hier eingetroffen sind, hat die Regierung amtlich erklärt, Dreyfus werde nochmals vor einem Kriegsgerichte prozessiert werden, dessen Sitzungen in einer fern von Paris gelegenen Garnisonstadt stattfinden würden.

Paris, 27. Mai.—Ex-Präsident Benjamin Harrison hatte heute in Begleitung des amerikanischen Botschafters, General Horace Porter, eine 20 Minuten lange Unterredung mit dem Minister des Aeußeren, Delcasse. Die Unterredung war eine äußerst herzliche. Heute nachmittag machten der Ex-Präsident und General Porter dem Präsidenten Loubet ihre Aufwartung. Die Herren unterhielten sich längere Zeit in ungezwungenster Weise. Harrison und seine Gemahlin haben eine Einladung zu dem am Montag von Präsident Loubet gegebenen parlamentarischen Diner angenommen.

Großbritannien.

Coverack, Cornwall, 28. Mai.—Heute abend wurde der neunte Versuch gemacht, den Dampfer Paris flott zu machen, allein derselbe erwies sich als vergeblich. Der Bug des Dampfers ist thatsächlich auf dem Felsen aufgepfählt. Fünf Schlepper wurden benutzt, um den Dampfer flott zu machen, während drei andere für einen Notfall in der Nähe waren. Die Dampfkessel der Paris, ausgenommen diejenigen, welche für die Pumpen benutzt wurden, hatte man geleert, um das Schiff zu erleichtern. Die Versuche, die Paris flott zu machen, werden jetzt aufgegeben, dagegen wird ein neuer Plan ersonnen, um das Schiff zu erleichtern. Die vielen Versuche, die Paris in's Schlepptau zu nehmen, hat unter hiesigen Fachleuten beträchtliche Überraschung verursacht, da wegen der Durchbohrung des Bugs durch die Felsen, nach Ansicht der Sachverständigen ein Herabschleppen des Dampfers das Abreißen des Bugs bedeuten würde.

Spanien.

Madrid, 28. Mai. — Premierminister Silvela hat in seiner Erwiderung auf einen Brief von der Nichte des verstorbenen berühmten Staatsmannes Emilio Castelar erklärt, daß ihm jede Absicht fern gelegen habe, durch eine Anspielung auf seine „ehrliche Armut" irgend welche tadelnde Bemerkung über den Verstorbenen zu machen. Im Gegenteil habe er den hohen moralischen Eigenschaften eines Mannes, der die höchsten Stellungen im Staate erreicht und dennoch arm gestorben sei, durch seine Bemerkung Lob spenden wollen. Den Wünschen der Familie gemäß, sagt der Premierminister, werde die Regierung die Kosten der Leichenfeier nicht bestreiten, könne aber nicht umhin, dem Verstorbenen öffentliche Ehren zu erweisen.

Das Verbot des Kriegsministers Polavieja, Castelar militärische Ehren zu erweisen, hat den Minister in eine schwierige Stellung gebracht. Das Blatt „El Imparcial", welches bisher den Minister unterstützt hatte, zieht jetzt über ihn los, während die höchsten Offiziere der Garnison, die Generale Lopez Dominguez, Blanco und Primo de Rivera und andere hohe Militärs beschlossen haben, dem Leichenbegängnisse in Uniform beizuwohnen.

Cuba.

Havana, 28. Mai. — Heute meldeten sich 111 cubanische Soldaten, um ihren Anteil an den $3,000,000 in Empfang zu nehmen. 30 erhielten je $75, die anderen standen nicht auf den Listen, obwohl sie Gewehre hatten, welche sie abzuliefern bereit waren, sowie Dienstzeugnisse. Nach Ansicht der amerikanischen Militärbehörden sind die Listen sehr unzuverlässig. Es wird offen gesagt, daß ein großer Prozentsatz der Namen erdichtet ist und daß die Listen eine Mehrzahl Namen von Soldaten auslassen, die zu einem Geldanteil berechtigt sind. Offenbar ist der Zweck dieses Schwindels, das ganze Verfahren in Verruf zu bringen und dem cubanischen Publikum zu zeigen, daß eine große Anzahl der Soldaten sich geweigert hat, amerikanisches Geld anzunehmen.

Oberstleutnant George M. Randall vom 8. Bundes-Infanterieregiment hat bereits die Namen von 34 toten Soldaten in den Listen gefunden.

Von den heute abgelöhnten Soldaten haben 25 Waffen abgeliefert, Mausergewehre, Remingtons und Karabiner. Die anderen fünf zeigten Quittungen von dem Bügermeister über Ablieferung ihrer Waffen.

Philippinen.

Manila, 28. Mai. — 8 Uhr abends. Das Herannahen der Regenzeit giebt anscheinend dem Aufstand der Filipinos noch eine weitere Lebensfrist. Längs der ganzen amerikanischen Linien zeigen die Rebellen eine größere Thätigkeit als zu irgend einer Zeit seit dem Falle von Malolos. Die amerikanischen Truppen sind infolge dieser Regsamkeit der Feinde gezwungen, in den Verschanzungen zu bleiben, in ihren Kleidern zu schlafen und fortwährend gegen etwaige Angriffe auf unsere Außenposten auf der Hut zu sein. Auch die amerikanischen Garnisonen in den Städten sind nicht auf Rosen gebettet.

Die Banden der Generale Luna und Mascardo, welche sich in der Richtung von Tarlac zurückzogen, als sie befürchteten, sie würden zwischen die Truppen des Generals McArthur und des Generals Lawton geraten und von diesen aufgerieben werden, sind in großer Anzahl nach ihren alten Verschanzungen um San Fernando zurückgekehrt, wo tägliche Zusammenstöße stattfinden. Gegenüber unseren Linien an der Südseite, welche Manila beschützen, bis nach San Pedro Macati, haben die Filipinos drei Reihen Verschanzungen inne.

Nach Berichten von Gefangenen glauben die Insurgenten, die Friedensunterhandlungen bedeuteten, daß die Amerikaner das Kämpfen satt hätten. Die Filipinos werden ferner durch den Glauben ermutigt, daß die Amerikaner sich auf einen Zeitraum der Unthätigkeit während der Regenzeit vorbereiteten. Letztere wird ohne Zweifel viel Elend im Gefolge haben. Tausende von Morgen Land, welche letztes Jahr angebaut waren, sind heuer nicht gepflügt worden, und die Regierung wird wahrscheinlich, wie sie es in Cuba gethan hat, Tausende von Menschen mit Rationen versehen müssen. Freundschaftliche Eingeborene, „Amigos", kommen fortwährend zu Lande und auf den Flüssen in die amerikanischen Linien, um sich von ihren Besiegern ernähren zu lassen. Die Mehrzahl dieser Flüchtlinge besteht aus alten Männern, Frauen und Kindern. Sie bestellen einige Felder, ehe sie aber die Ernte benutzen können, wird ihnen der Hunger in's Gesicht starren.

Die amerikanische Armee hat ein System organisiert, um Reis in Malolos und in etlichen kleineren Städten zu verteilen, wo Vorräte der Filipinos erbeutet wurden. Diese Vorräte werden aber bald erschöpft sein.

Das Bundestransportschiff „Morgan City", welches mit 600 Rekruten für verschiedene Regimenter aus San Francisco hier ankam, ist heute mit Truppen nach Iloilos abgegangen.

Da es unmöglich war, die Leiche des spanischen Generals Montero, der kürzlich in einem Gefechte mit den Filipinos auf der Insel Mindanao tödlich verwundet wurde und der starb, als er mit dem Transportdampfer „Leon XIII." von Zamboango hierhergebracht wurde, nach Spanien abzuführen, so ist beschlossen worden, ihn hier in Manila zu begraben. Die Beerdigung fand heute statt, und viele Hunderte spanischer Soldaten und Civilisten wohnten dem Traueramte in der Kathedrale bei und gaben der Leiche das Geleite nach dem Friedhofe. Die spanischen Zeitungen erklären, daß Montero ein Opfer der Nachlässigkeit der spanischen Regierung gewesen sei.

Inland.

Ueberfall

Washington, D. C., 28. Mai.—General Greely hat heute von Major Thompson in Manila eine Kabeldepesche erhalten, wonach eine Anzahl Leute, welche behufs Ausbesserung des Kabels bei Escalente auf der Insel Negros landeten, von Eingeborenen überrumpelt worden sei, daß Kapitän George H. Tilley vom Signalcorps vermißt werde und daß man das Schlimmste befürchte.

Von General Otis.

Das Kriegsamt hat heute folgende Depesche von General Otis aus Manila bekannt gemacht:

Manila, 28. Mai. Zwei Bataillone des 23. Infanterie-Regimentes befinden sich in ruhigem Besitz von Jolo. Die spanischen Truppen haben sich von Zambonga nach einer Schlacht mit den Insurgenten, in welcher Letztere große Verluste erlitten, zurückgezogen. Der Feind hatte 9 Tote und 27 Verwundete. Der befehligende spanische General Montero ist seinen Wunden erlegen und gestern hier begraben worden. Die Insurgenten hatten Gewehre, Geschütze und Munition, welches alles sie von Kanonenbooten erbeutet hatten. Den größten Teil der Munition haben sie verschossen. Die spanischen Truppen, die aus Zambonga zurückgezogen wurden, sind jetzt hier und gehen morgen nach Spanien ab. Ein scharfer Angriff der Insurgenten auf die Einwohner im südöstlichen Teile der Insel Negros hat die Sendung eines Bataillons Truppen von Manila dahin nötig gemacht. Falsche Berichte über großartige Siege der Insurgenten in Luzon, welche von den Insurgenten in den südlichen Inseln in Umlauf gesetzt werden, halten die Aufregung unter den unwissenden Volksklassen aufrecht, obwohl intelligente Leute wissen, daß die amerikanischen Waffen niemals Unglück gehabt haben. Sie bitten um Beschützung durch die Ver. Staaten. Habe der Flotte für den Gebrauch an der Küste der südlichen Inseln eine Anzahl angekaufter spanischer Kanonenboote überlassen, von denen ausgezeichnete Resultate erwartet werden.

Die größte bis jetzt erzeugte Hitze.

Die Hitze, die in einem elektrischen Ofen erzeugt wird, ist die größte, welche wir bis jetzt auf künstliche Weise erlangt haben. Ein elektrischer Ofen ist schließlich nichts anderes, als ein elektrischer Bogen, der in einem Tiegel von unverbrennlichem Material eingeschlossen ist. Als der französische Professor Moisson auf diese Weise eine Hitze von ungefähr 6300 Grad erlangt hatte, glaubte man, die Grenze des Möglichen erreicht zu haben, aber Professor Tucker von der Columbia Universität in New York hat ihn, der „Elictricity" zufolge, um mehrere hundert Grad geschlagen. In dem betreffenden Berichte heißt es:

„Vor einiger Zeit gelang es dem Professor Moisson, mit Hilfe eines besonders konstruierten Ofens, künstliche Diamanten zu machen, von denen freilich der größte nicht mehr als einen vierzigtausendstel Zoll im Durchmesser hatte. Die damals entwickelte Hitze war die größte bis dahin erlangte und betrug annähernd 6300 Grad Fahrenheit, während, wenn der Bericht wahr ist, es Professor Tucker kürzlich gelungen ist, eine Hitze von 6500 bis 6700 Grad zu erzeugen. Der Hauptzweck des Versuches war, den Handelswert der höchsten mit einem elektrischen Bogen zu erlangenden Hitze zu bestimmen, und mit aus dieser Rücksicht wurde ein besonderer Ofen konstruiert, der eine Verbesserung des Moisson'schen sein soll. Professor Tucker machte Diamanten in ungefähr derselben Weise wie Professor Moisson vor etwa drei Jahren vor einem New Yorker Publikum, indem er Gußeisenspähne in den Tiegel that und sie mit Kohle bedeckte. Die Masse wurde dann der vollen Hitze des Ofens ausgesetzt, worauf der Tiegel nebst Inhalt in Eiswasser gestürzt wurde; die plötzliche Zusammenziehung des geschmolzenen Eisens lieferte den nötigen Druck zur Krystallisierung der Kohlenstoffes. Der Versuch soll sehr erfolgreich gewesen sein, indem ein größerer Diamant, als je zuvor künstlich erzeugt, in der Masse gefunden wurde."

Frauenarbeit.

Nicht weniger als 4,000,000 Frauen Amerika's verdienen ihr eignes Brod. Sie haben schon alle Erwerbszweige ergriffen und verschiedene entwickelt, an die früher kein Mensch gedacht hat.

Ein Drittel aller im Berufsleben beschäftigten Personen sind Frauen. So giebt es 250,000 Schullehrerinnen, 34,519 Musiklehrerinnen, und 10,000 andere „Kunst"-Lehrerinnen; 1143 Frauen predigen; 888 sind bei der Journalistik beschäftigt und nahezu 3,000 betreiben das Schriftstellern und Dichten als Erwerbszweig. 208 sind Rechtsanwälte, 279 Geheimpolizisten, 2 Tierärzte. Drei junge Mädchen führen in New York eine Schmiede. Eine Dame verdient in San Francisco $10,000 als Direktorin einer Versicherungsgesellschaft, und in Lewiston, Maine, betreibt eine Kanadierin ein Schuhflickgeschäft. In Astoria, L. J., befinden sich die größten Gärtnereien in weiblichen Händen, und eine der besten Kapellen in New Orleans besteht ausschließlich aus Frauen.

In Georgia fungiert ein Mädchen als Briefträgerin und bewirtschaftet noch eine Farm nebenbei. Weibliche Weichensteller sind keine Seltenheit, und eine Dame in Louisiana verdient Geld mit dem Schreiben von Liebesbriefen für andere Leute, besonders auch für Farbige.

Man ersieht aus obigen Thatsachen, daß die Frauenarbeit ums tägliche Brod in den Ver. Staaten keine Chimäre ist, selbst wenn man die große Armee der weiblichen Dienstboten und der Fabrik-Arbeiterinnen gar nicht in Betracht zieht.

— Auch aus St. Petersburg wird die bereits veröffentlichte Mitteilung bestätigt, daß die koreanische Regierung sich bereit erklärte, das Gesuch der russich-orientalischen Fischereigesellschaft zu genehmigen wegen Ueberlassung von drei Bezirken zum Zwecke der Errichtung von Walfischstationen. Graf Kayserling, der Bevollmächtigte der genannten Gesellschaft, erwirkte die Arrondierung der für den Walfischfang vorteilhaftesten Küstenplätze Chomkensk, Konwonsk und Kjensk auf die Dauer von zwölf Jahren. Im Laufe dieser Zeit hat die genannte Gesellschaft sich verpflichtet, 150 koreanische Yen jährlich Arronde, 20 Yen Steuer für jeden eingefangenen Walfisch und 100 Yen monatlichen Zoll als Entschädigung für die Beamten zu zahlen.

„Unser einziges Kind!"

„Er ist unser einziges Kind!" entschuldigten sich die Eltern, „wir müssen ihm schon seinen Willen lassen!"—und er that, wozu er Lust hatte.

„Er ist unser einziges Kind und erbt allen unseren Reichtum; er braucht mit Lernen nicht angestrengt zu werden," sagten sie — und er wurde ein Müßiggänger.

„Er ist mein einziges Kind, ihn darf kein rauhes Lüftchen anwehen," sagte die Mutter, — und er wurde ein Muttersöhnchen.

„Er ist unser einziges Kind; er kann von allem haben, was wir haben!" bestimmten die Eltern, — und er wurde genußsüchtig.

„Er ist unser einziges Kind; man braucht ihm die Zügel nicht so straff zu ziehen!" beruhigten sie sich bei seinen dummen Streichen und er wurde leichtsinnig.

„Er ist unser einziges Kind, wir können's ja," trösteten sie sich, als sie seine Schulden bezahlen mußten.

„Er ist unser einziges Kind!" klagten sie, als er ihnen den Rücken kehrte und sich in ein wüstes Leben stürzte.

„Er ist unser einziges Kind!" jammerten sie gebrochenen Herzens, als er Schande über Schande über sie gebracht und sich das Leben genommen hatte.

Er war ihr „einziges Kind" gewesen, und sie hatten ihn nicht zu hüten gewußt; weil er ihr „einziges" Kind war, hatten sie ihn verloren gehen lassen. (N. B. Schulztg.)

An unsere Leser in Rußland.

Wer sich eines unserer Blätter „Mennonitische Rundschau", „Herold der Wahrheit" oder „Der Christliche Jugendfreund" bestellen will, der kann solches bei einem unserer Agenten thun, der ihm am nächsten ist; dieselben sind:

Peter Jantzen, Gnadenfeld.
David Epp, Chortitz.
H. Borm, Chortitz.
David Schellenberg, Sofiewsky Sawod.
Isaak Born, Lichtfelde.
Peter Rogalsky, Nikolajewka (Memrik.)
Heinrich Plett, Alexanderfeld (Sogradofka.)

In **Neuhalbstadt**, auf der Station **Kurman Kemeltschie** in der Krim, auf **Memrik** und anderen guten Plätzen wären uns tüchtige Agenten erwünscht. Man frage um Bedingungen an.

Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.

Herr Straube war persönlich in unserer Office und hat uns viele Zeugnisse von bekannten Leuten im Original vorgelegt, weshalb wir auch diese Anzeige mit gutem Gewissen in unsern Blättern aufnehmen.—Die Redaktion.